

AVN
Augsburger
Volkskundliche Nachrichten

18. Jahrgang
Heft 1 / Nr. 34
Mai 2012
Preis 5,-



Kindheiten

Universität Augsburg
Europäische Ethnologie / Volkskunde

Liebe Freunde der Volkskunde!

Heimat, so stimmt Ernst Bloch zum Finale seiner großen Arbeit über „Das Prinzip Hoffnung“ an, sei ein möglicher Lebensraum, der „allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war“. Damit thematisiert der Philosoph der Utopie jene Facetten der Kindheit, die mit dem ungetrübten und schwerelosen Glück der Übereinstimmung mit sich und der Welt verknüpft werden dürfen. Diese Ausgabe der „Augsburger Volkskundlichen Nachrichten“ widmet sich den von der Volkskunde oft inspizierten Kindheitswelten. Allerdings soll nicht nur die Rede sein von sorglosen Spielen und erfüllenden Festen. Es geht nicht nur um Aspekte, die sich in nostalgischer Erinnerung in der Regel goldfärben, sondern auch um das Gegenteil: die Enteignung von Kindheit, ihre Gefährdung und ihre Brutalität. So langsam zählen wir an der Universität Augsburg die letzten Jahrgänge, die ihr Studium noch mit dem Magister abschließen. Einige Absolventen und Absolventinnen haben für ihre Abschlussarbeiten Kindheitsthemen gewählt, darunter auch solche, die die lichten Seiten kindlichen Daseins mit Abgründen konterkarieren – etwa Kindstötungen im Augsburg des 19. Jahrhunderts oder, noch einige Jahrhunderte weiter zurückliegend, Kinderhexenprozesse in der Region.

Wenn an dieser Stelle noch ein Nachtrag zu unserem letzten Heft geliefert werden soll, dann hängt dieser zwar nicht unmittelbar mit Kindheit zusammen, aber doch damit, dass Heranwachsende ein Recht auf Schutz, Fürsorge und Behütetsein haben müssen. Dieses Recht wurde einem jungen Afghanen in Augsburg verweigert – mit tragischen Folgen. Zum Hintergrund: Im letzten Heft der AVN berichtete Veronika Winter unter dem Titel „This type of food ist not my selection!“ Ernährung, Identität und das Asylbewerberleistungsgesetz“ über Ergebnisse ihrer Magisterarbeit und über den Umgang mit Lebensmittelpaketen. Für ihre Studien hatte sich auch ein damals 16-jähriger Junge als Interviewpartner zur Verfügung gestellt. Im Rahmen der Aufnahmeverfahren von Asylbewerbern kommt es bei Minderjährigen nicht selten zu Problemen mit der Altersfestsetzung. So

auch in diesem Fall: Weil sein tatsächlicher Geburtstag unklar war, dieses Datum in seiner Heimat ohnehin nie eine nennenswerte Rolle spielte und es im Aufnahmeverfahren zu Übersetzungsproblemen kam, wurde er in einem Akt offenkundiger bürokratischer Willkür kurzerhand für volljährig erklärt. Was diese Praxis noch absurder erscheinen lässt: Dem Jungen wurde dasselbe Geburtsdatum verpasst wie seinem älteren Bruder!

Diese unbedachte Altersfestsetzung zeitigte wenig später dramatische Folgen. Weil die Brüder nun in den Augen der Bürokratie als volljährig galten, sollten sie vergangenen November nach Italien abgeschoben werden. Dies wäre rechtlich nicht möglich gewesen, wenn der Status der Minderjährigkeit akzeptiert worden wäre. Es handelt sich um eine Geschichte von zahllosen, die sich tagtäglich – um in den Worten von Norbert Elias zu sprechen – „hinter den Kulissen des gesellschaftlichen Lebens“ abspielen. In diesem Fall freilich stand unser Fach, die Europäische Ethnologie/Volkskunde, im Besonderen in der Pflicht. Der junge Mann hatte sich für eine Feldforschung im Asylbewerberheim bereitwillig zur Verfügung gestellt. Wenn es um die Methode der „Teilnehmenden Beobachtung“ geht, dann ist in unseren Lehrbüchern zwar abstrakt stets die Rede davon, dass „Teilnahme“ als Form der Lebensnähe und Empathie immer wieder zu Rollenkonflikten von Ethnologen und Ethnologinnen gegenüber Menschen in ihrem Feld führen kann. In diesem Fall jedoch wurde die Studentin ganz unmittelbar damit konfrontiert, dass Beziehungen, die in Forschungssituationen entstehen, nicht einfach aufgekündigt werden können, wenn die Forschungsarbeiten zu Ende sind.

Die Interviews zu besagter Magisterarbeit waren bereits abgeschlossen, als die afghanischen Brüder vergangenen November abgeschoben werden sollten. Nachdem ihr Vater wegen „Kollaboration“ mit italienischen Truppen von den Taliban ermordet worden war, hatte sich die Mutter entschlossen, mit ihren drei jüngsten Kindern in ein sicheres Europa zu fliehen. Beim Grenzübergang von der Türkei nach Griechenland geriet sie zusammen mit ihrer Tochter in Haft und verbrachte lange Zeit in einem türkischen Gefängnis. Den minderjährigen Söhnen gelang im Spätjahr 2010 die Flucht über Italien nach Deutschland.

Bereits im August 2011 erfolgte ein erster Abschiebeversuch. Im November hatten die Brüder dann einen Termin bei der Ausländerbehörde, wo sie nicht nur mit dem zuständigen Sachbearbeiter zu tun bekamen, sondern mit der Polizei. Von ihr erhielten sie die Mitteilung, sie würden nun nach Italien als sicherer Drittstaat abgeschoben. Der Jüngere erlitt einen Zusammenbruch, schlug seinen Kopf gegen Wand und Boden – mehrfach und heftig bis zur Bewusstlosigkeit. Daraufhin wurde er in die geschlossene Psychiatrie eingewiesen. Der ältere Bruder kam in Abschiebehaft und wurde einige Tage später nach Rom ausgeflogen.

Heranwachsende sind schutzbedürftig. Die erste Woche verbrachte der Junge fixiert im Bett, bewacht von zwei Polizeibeamten vor der Tür. Für diese Zeit fehlt ihm heute der Großteil seiner Erinnerungen. In Augsburg war der minderjährige Jugendliche allein und hilflos. Verwandte lebten zwar in Norddeutschland. In seinem näheren Umfeld gab es jedoch keine vertrauten Personen mit ausreichenden Deutschkenntnissen.

Noch in der Psychiatrie erhielt er die Nachricht, dass er nicht mehr nach Italien abgeschoben würde. Nach einiger Zeit konnte auch der ältere Bruder wieder einreisen. Nach solchen Erfahrungen allerdings ist das Zutrauen der Jugendlichen, in eine sichere Zukunft hineinleben zu können, zerbrechlich. Mittlerweile werden die Brüder geduldet – vorläufig. Der Jüngere besucht eine Berufsintegrationsklasse und sehnt sich danach, zu lernen und sich ein Leben aufbauen zu können. Auch dies ist ein Kapitel Kindheit und Jugend in Deutschland – Erfahrungen, die dazu zwingen, schnell erwachsen zu werden.

Herzlich grüßt

Jhr
Friedeman Schnell

Herausgeber

Prof. Dr. Friedemann Schmoll

Redaktion und Layout

Leonie Herrmann; Lena Griebhammer

Titelfoto

„Hexe Frigga auf dem Besen“. Fresko St. Petri Dom Schleswig, nördliches Seitenschiff, vorne.
Foto: Alexander Voss. Mit freundlicher Genehmigung von Pastor Jochen Weber.
Quelle: <http://www.schleswiger-dom.de/derdom/hexen/index.html>

Anschrift der Redaktion

Europäische Ethnologie/Volkskunde
Universität Augsburg - Universitätsstraße 10 - 86135 Augsburg
Tel.: 0821/598-5482 - Fax: 0821/598-5501
E-mail: volkskunde@phil.uni-augsburg.de

Die Augsburger Volkskunde im Internet

<http://www.philhist.uni-augsburg.de/lehrstuehle/volkskunde/>

Druck

Verlag T. Lindemann - Stiftstraße 49 - 63075 Offenbach

ISSN 0948-4299

Die Augsburger Volkskundlichen Nachrichten erscheinen im Selbstverlag. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Datenträger sowie Fotos übernehmen die Redaktion bzw. der Herausgeber keinerlei Haftung. Die Zustimmung zum Abdruck wird vorausgesetzt. Eine Haftung für die Richtigkeit der Veröffentlichungen kann trotz sorgfältiger Prüfung der Redaktion von des Herausgebers nicht übernommen werden. Die gewerbliche Nutzung ist nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers zulässig. Das Urheberrecht für veröffentlichte Manuskripte liegt ausschließlich beim Herausgeber. Nachdruck sowie Vervielfältigung, auch auszugsweise, oder sonstige Verwertung von Texten nur mit schriftlicher Genehmigung des Herausgebers. Namentlich gekennzeichnete Texte geben nicht in jedem Fall die Meinung des Herausgebers oder der Redaktion wieder.

Impressum	4
Aufsätze	
„...kam mir plötzlich der Entschluß, mein Kind gewaltsam aus dem Wege zu schaffen“ Kindsmorde vor dem Schwurgericht Augsburg <i>von Theresia Sulzer</i>	6
Kindes Werk und Teufels Beitrag Kinderhexenprozesse in der Reichsstadt Augsburg <i>von Constanze Loder</i>	38
Vom Topfschlagen zum Kinderevent Ein Plädoyer für mehr Geburtstagsforschung <i>von Leonie Herrmann</i>	62
Kinder im Museum - Museen für Kinder Ein Überblick über museumspädagogische Angebote für Kinder und Jugendliche <i>von Daniela Schwarzmeier</i>	70
Berichte	95
Rezensionen	107
Veranstaltungen	121

„... kam mir plötzlich der Entschluß, mein Kind gewaltsam aus dem Wege zu schaffen“

Kindsmorde vor dem Schwurgericht Augsburg (1884-1895)

von *Theresia Sulzer*

Das Wort Schwangerschaft ist völlig frei von positiven oder negativen Konnotationen. Abgesehen von einigen Wendungen wie „in der Hoffnung sein“, in „guter Hoffnung sein“ oder auch „gesegneten Leibes sein“, die eine Schwangerschaft positiv umschreiben, sind die meisten der heute in der Umgangssprache gängigen Entsprechungen für „schwanger sein“ tendenziell neutral und nur vage positiv: „in anderen Umständen sein“, „ein Kind erwarten“ und „Mutter werden“. Ein Grund für den Mangel an eindeutig positiv wertenden alltagssprachlichen Ausdrücken ist sicherlich der Umstand, dass nicht von vorneherein feststeht, welche Emotionen eine werdende Mutter tatsächlich empfindet. Das Spektrum von Gefühlen einer Schwangeren kann von Freude auf ein Wunschkind über Gleichgültigkeit oder Angst bis hin zu starkem Widerwillen reichen. Dass nicht jede Frau über ihre Schwangerschaft glücklich ist, belegt unmissverständlich die hohe Zahl von Abtreibungen. Aber die Vorstellung von einer Mutter, die ihr schutzloses und hilfsbedürftiges Neugeborenes eigenhändig tötet, löst Entsetzen, zumindest aber Befremden und Unverständnis in uns aus. Zudem, konstatiert Kerstin Michalik, ist „im Zeitalter von Reproduktionsmedizin und Leihmutterchaft [...] die Betrachtung von Kindstötungen notwendig emotional bestimmt.“¹ In der Gegenwart sind Kindsmorde zwar mehr oder weniger spektakuläre

¹ Michalik, Kerstin: Kindsmord. Sozial- und Rechtsgeschichte der Kindstötung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert am Beispiel Preußen, Pfaffenweiler 1997, S. 11.

Ausnahmeerscheinungen.² In der Frühen Neuzeit gehörten Kindsmorde jedoch zu den häufigsten Tötungsdelikten überhaupt.³ Ein Blick in die Geschichte zeigt, dass sich nicht nur die Häufigkeit, sondern insbesondere auch die gesellschaftliche Wahrnehmung sowie das obrigkeitliche Verfolgungs- und Strafinteresse an Kindsmorden im Laufe der Jahrhunderte stetig veränderte.

Historischer Abriss des Phänomens Kindsmord

In der Forschung wird davon ausgegangen, dass die Kindstötung bereits vor Jahrtausenden eine „weitverbreitete Praxis familiärer Nachwuchsregulierung“ war.⁴ Im alten Griechenland, im antiken Rom und bei den vorchristlichen Germanen hatte der Vater als Familienoberhaupt eine umfassende Gewalt über die Familie. Seine Machtstellung schloss auch das Entscheidungsrecht über Leben oder Tod eines Neugeborenen innerhalb des Familienverbandes mit ein. Kindstötung war ein „allgemeiner sanktionsloser Brauch“⁵ und galt in erster Linie als Privatangelegenheit. Erst Kaiser Konstantin erließ im Jahr 318 n. Chr. ein Gesetz, welches die Kindstötung durch den Vater als Verwandtenmord erkannte und mit der Todesstrafe ahndete. Bis ins 6. Jahrhundert wurde von römischen Kaisern das Verbot der Kindstötung immer wieder durch Gesetze bekräftigt. Jedoch ging die Einheitlichkeit der römischen Rechtsauffassung hinsichtlich des Kindsmordes mit der Auflösung des Weltreiches weitgehend verloren.⁶

² Die Zahl der nach § 217 StGB Verurteilten wurde erstmals im Berichtjahr 1975 und dann bis einschließlich 1997 statistisch erfasst. Danach wurden pro Jahr durchschnittlich 7 Frauen wegen Kindsmordes verurteilt. Vgl. Statistisches Bundesamt, Rechtspflegestatistik – H205 – 8.40.7.1: Strafverfolgungsstatistik. Wegen Straftaten an Kindern Verurteilte, Ergebnisse ab 2007 Deutschland. Jährlich müssen sich etwa 28 Frauen wegen Tötung ihres Kindes vor Gericht verantworten; vgl. Bauermeister, Matthias: Die Tötung Neugeborener unter der Geburt (§ 217). Eine bundesweite Verbundstudie (1980-1989), Kiel 1994, S. 1. Bei einem jüngeren Fall handelt es sich um eine 23-jährige ledige Frau, die in Bad Griesbach am 14. Mai 2010 ihr Kind unmittelbar nach der Geburt mit einer Zange erschlagen hat. Sie wurde im August 2011 vor dem Landgericht Passau wegen Totschlags zu sechs Jahren Haft verurteilt. Vgl. <http://www.sueddeutsche.de/bayern/totes-baby-vom-bad-griesbach-mutter-muss-sechs-jahre-ins-gefaengnis-1.1128129> (letzter Aufruf 29.03.2012).

³ Vgl. Michalik: Kindsmord, 1997, S. 11. In der Frühen Neuzeit machten Kindstötungen etwa die Hälfte aller registrierten Tötungsdelikte aus.

⁴ Michalik, Kindsmord, 1997, S. 26.

⁵ Bozankaya, Nadine: Neonatizid – Die rechtliche Reaktion auf die Tötung Neugeborener. Eine strafrechtliche Untersuchung anhand von Aktenanalysen (Bremer Forschungen zur Kriminalpolitik Bd. 15), Berlin 2010, S. 20.

⁶ Vgl. Häbßer, Günther/Häbßer, Frank: Kindstötung in der Rechtsgeschichte, in: Frank Häbßer, Renate Schepker u. Detlef Schläfke (Hrsg.): Kindstod und Kindstötung, Berlin 2008, S. 31-54, hier: S. 31 ff.

Um die Jahrtausendwende wurde einhergehend mit der zunehmenden Christianisierung der Einfluss der Kirche immer stärker. Während die Geistlichkeit bereits im Mittelalter Kindstötungen vom Privatrecht herauslöste und unter Hinweis auf das 5. Gebot untersagte, erscheint aus weltlicher Sicht erstmals Anfang des 16. Jahrhunderts die Tötung Neugeborener als eigenständiges Delikt und wird bewusst vom Verwandtenmord abgegrenzt.⁷ Das Jahrhundert von Reformation und katholischer Reform wurde in der Forschung als Zeitalter der Entdeckung des Kindsmordes durch die weltlichen Gerichte charakterisiert.⁸ Im Jahre 1532 verabschiedete Kaiser Karl V. die „Peinliche Hals- und Gerichtsordnung“, kurz CCC genannt (Constitutio Criminalis Carolina). Als erste allgemeine deutsche Rechtsgrundlage für die Verfolgung und Bestrafung von Kindstötungen setzte der Artikel 131 der CCC fest, dass eine Kindsmörderin lebendig begraben, gepfählt oder ertränkt⁹ werden soll. In Ausnahmefällen dürfe die Täterin vor der eigentlichen Hinrichtung zusätzlich mit glühenden Zangen gerissen werden. Die Tötung eines Neugeborenen durch die ledige Mutter wurde somit als eines der schwersten Verbrechen überhaupt geahndet. Als alleiniges Motiv wurde das Verheimlichen der „geübt leichtfertigkeit“,¹⁰ also des strafbaren nichtehelichen Geschlechtsverkehrs unterstellt. Im Strafprozess nach der CCC wurden Indizienbeweise nicht berücksichtigt, Grundlage für ein Todesurteil war das Vorhandensein zweier Augenzeugen oder eines Geständnisses. Lagen keine Zeugenaussagen vor, war es erlaubt, bei ungeständigen Delinquentinnen die Folter einzusetzen.¹¹ Mit der CCC lag im Deutschen Reich erstmals eine einheitliche Grundlage für die rechtliche Behandlung von Kindstötung vor, die mit Ausnahme von

7 Erstmals in der Bamberger Halsgerichtsordnung von 1507, vgl. Bozankaya, Neonatizid, 2010, S. 20.

8 Vgl. Ulbricht, Otto: Kindsmord in der Frühen Neuzeit, in: Gerhard, Ute (Hrsg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 235-247, hier: S. 241.

9 Die angedrohten Strafen waren charakteristische Frauenstrafen und galten als ehrlos, wobei das Ertränken als die mildeste Form der Bestrafung angesehen wurde. Eine sehr differenzierte Beschreibung des Strafvollzugs mittels Pfählens und Lebendigbegrabens bietet Feucht, Dieter: Grube und Pfahl. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Hinrichtungsbräuche, Tübingen 1967.

10 Art. 131 der CCC zitiert nach Closmann, Karl: Die Kindstötung historisch-dogmatisch dargestellt, Erlangen 1889, S. 13.: „... so ist deshalb kein glaublicher ursach, dann dass dieselbigmutter durch boshaftigen fürsatzvermeynt, mit tödtung des unschuldigen kindtleins deren sie vor inne oder nach der Geburt schuldig wirt, jre geübt leichtfertigkeit verborgen zu halten.“

11 Vgl. Häßler/Häßler: Kindstod in der Rechtsgeschichte, 2008, S. 47-49. Im Jahre 1740 wurde in Preußen von Friedrich II. die Folter offiziell als Mittel zur Erlangung von Geständnissen abgeschafft, 1763 in Mecklenburg, in Baden aber erst 1831.

gelegentlich erlassenen territorialen Kodifikationen,¹² im Großen und Ganzen bis ins 19. Jahrhundert hinein in Kraft blieb.

In der Zeit der Aufklärung vollzog sich ein markanter Wandel in der Einstellung zum Kindsmord. Dieser gilt im historischen Rückblick als „das Schlüsseldelikt aller strafrechtsreformerischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts.“¹³ Der Blick richtete sich von der Tat zur Täterin, im Vordergrund stand nicht mehr die Schuldfrage, das Interesse richtete sich nun insbesondere auf Ursachen und Motive der Tat. Damit änderten sich auch die Auffassungen in der Gesetzgebung hin zu einem Beginn der Privilegierung. Jetzt lag der Schwerpunkt der Strafe nicht mehr nur auf der Vergeltung der Tat, sondern es rückten Verhütung und Vorbeugung des Kindsmordes verstärkt in das Blickfeld. Unterstützt wurde die neue Wahrnehmung der Kindsmordproblematik durch die sogenannte schöne Literatur. Denn in den letzten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, der als „Sturm und Drang“ bekannten Epoche deutscher Dichtkunst, wurde die Kindsmörderin verstärkt zum literarisch-poetischen Sujet und avancierte zu einem der häufigsten Motive der damaligen Zeit.¹⁴ Bemerkenswert ist allerdings das Bild, welches sowohl in der gehobenen Literatur als auch in Groschenromanen von der Täterin gezeichnet wurde: „das blutjunge, unerfahrene und schüchterne Mädchen aus gutem Hause, das vom Sohn des adligen Gutsherren mit einem Heiratsversprechen verführt wurde und allein gelassen aus Verzweiflung ihr Kind tötet.“¹⁵ Es ging den Autoren in erster Linie darum, die Ursachen des Kindsmordes und die menschlichen Konflikte aufzuzeigen, um daraus moralische und gesellschaftliche Forderungen abzuleiten. Aber anstatt ihr Bild der Realität zu entlehnen, griffen sie auf dichterische Phantasie zurück. In Wirklichkeit

¹²Vgl. ebd., S. 41. Als Beispiele für territoriale Kodifikationen sind zu nennen: der Codex Juris Bavarici Criminalis von 1751, die Peinliche Halsgerichtsordnung von 1726 in Hessen und die Neue Peinliche Hals-Gerichts-Ordnung von 1708 in Österreich.

¹³Radbruch, Gustav/Gwinner, Heinrich: Geschichte des Verbrechens, Stuttgart 1951, S. 242.

¹⁴Vgl. Häßler, Günther/Häßler, Frank: Kindstötung in der Literatur, in: Frank Häßler, Renate Schepker u. Detlef Schläpke (Hrsg.): Kindstod und Kindstötung, Berlin 2008, S. 21-30, hier: S. 22-27. Johann Wolfgang von Goethe integrierte 1774 die Figur des verführten und von ihrem Liebhaber sitzen gelassenen Mädchens bereits in seinen „Urfaust“. Neben Goethe befasste sich Jakob Michael Reinhold Lenz im Jahre 1775 mit seiner Erzählung „Zerbin“ als einer der Ersten mit diesem Thema. Von Heinrich Leopold Wagner erschien das Trauerspiel „Die Kindermörderin“. Zu den bekanntesten Werken zählen außerdem „Die Kindsmörderin“ von Friedrich Schiller, „Das schwangere Mädchen“ von Christian Schubart und die Ballade „Des Pfarrers Tochter von Taubenhain“ von Gottfried August Bürger.

¹⁵Häßler/Häßler: Kindstötung in der Rechtsgeschichte, 2008, S. 43.

stammten die Täterinnen und auch die Kindsväter fast ausschließlich aus der Unterschicht. Das Thema Kindsmord hatte aber nun definitiv einen festen Platz im öffentlichen Diskurs gefunden. Im Jahre 1780 wurde die Öffentlichkeit in der Mannheimer Zeitschrift „Rheinische Beiträge zur Gelehrsamkeit“ aufgefordert, zur folgenden Preisfrage Antworten zu finden: „Welches sind die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermord abzuhelpfen, ohne die Unzucht zu begünstigen?“¹⁶ Interesse und Engagement waren beträchtlich; rund 400 Preisschriften wurden eingereicht. Ärzte, Theologen, Pädagogen und Juristen befassten sich mit der Kindsmordproblematik.¹⁷ Als Lösungen wurden in den meisten eingesandten Schriften die Aufhebung der Unzuchtstrafen und Kirchenbußen sowie die Einrichtung von Gebär- und Findelhäusern vorgeschlagen.¹⁸

Im Zuge der veränderten Anschauung des Kindsmordes und vorangetrieben durch kriminal-psychologische Argumente, die eine Wiedereingliederung des Täters in die Gesellschaft forderten, wurde die Todesstrafe im Laufe des 19. Jahrhunderts in den verschiedenen Landesgesetzbüchern abgeschafft¹⁹ und eine Privilegierung der unehelichen Mutter vorgenommen, so etwa in Österreich bereits 1803. Das bayerische Strafgesetzbuch von 1813 war das erste deutsche Gesetz, das die Todesstrafe für Kindsmord abschaffte. Erst mehr als 30 Jahre später (1845) folgte Baden und in Preußen wurde im Jahre 1851 durch § 180 des Strafgesetzbuches für die Preußischen Staaten die Todesstrafe für Kindsmord durch Freiheitsstrafen ersetzt.²⁰

16 Vgl. ebd., S. 50 ff. Der Initiator, der sich zunächst anonym als „Menschenfreund“ ausgab, war der Mannheimer Regierungsrat Adrian von Lamezan. Er lobte für die beste Lösung einen Preis von 100 Dukaten aus.

17 Zu den eingereichten Schriften zählt „Über Gesetzgebung und Kindermord. Wahrheiten und Träume, Nachforschungen und Bilder“ des Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi. Dieser prangerte die Zustände der Armut, der heuchlerischen Ehrbarkeit und die unmenschliche Strafgesetzgebung an. Vgl. Pestalozzi, Johann Heinrich: Über Gesetzgebung und Kindermord (1783), in: Sämtliche Werke, Band IX, Berlin 1927.

18 Vgl. Ullbricht, Otto: Kindsmord und Aufklärung in Deutschland, München 1990, 274 f.

19 Vgl. Häföler/Häföler: Kindstötung in der Rechtsgeschichte, 2008, S. 51 f. Bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts wurde in 75 % der Kindsmordverfahren die Todesstrafe ausgesprochen, die jedoch nicht in allen Fällen vollzogen wurde. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts wurden Todesurteile zunehmend durch lebenslängliche Haftstrafen in Zucht- und Frauenhäusern ersetzt. Im Deutschen Reich wurde die Todesstrafe wegen Kindsmordes zum letzten Mal im Jahre 1777 vollstreckt; vgl. Hochstrasser Olivia: Die Kindsmörderin – zum Beispiel Catharina Würbs, in: Stadt Karlsruhe/Stadtharchiv (Hrsg.): Karlsruher Frauen 1715-1945. Eine Stadtgeschichte, Karlsruhe 1992, S. 85-94, hier: S. 94.

20 Vgl. Häföler/Häföler: Kindstötung in der Rechtsgeschichte, 2008, S. 51.

Der Wortlaut des § 180²¹ wurde im Jahr 1870 als § 217 des Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund übernommen, wobei das Strafmaß auf drei Jahre Zuchthaus für den Regelfall und auf zwei Jahre Gefängnis bei mildernden Umständen herabgesetzt wurde. Durch das Gesetz vom 15. Mai 1871 wurde das Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund schließlich zum Reichsstrafgesetzbuch. Der Kindsmord war zwar im § 217 RStGB gleichlautend geregelt, jedoch nicht mehr als solcher bezeichnet, sondern wurde durch den Begriff der Kindstötung ersetzt.²² Der § 217 des Reichsstrafgesetzbuches von 1871 bestimmt folgendes:

„Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tötet, wird mit Zuchthaus nicht unter drei Jahren bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter zwei Jahren ein.“²³

Zusätzlich zur wirtschaftlichen Notlage und dem „Motiv der Erhaltung der Geschlechtsehre“ werden im 19. Jahrhundert erstmals die „physischen und psychischen Einwirkungen des Geburtsaktes“²⁴ als einer der Hauptgründe für eine mildere Beurteilung des Kindsmordes anerkannt.²⁵

Der § 217 des RStG wurde 1949 bei der Gründung der Bundesrepublik unverändert übernommen,²⁶ nur 1953 wurde der Strafraum bei minder schweren Fällen von zwei Jahren auf sechs Monate Mindeststrafe herabgesetzt.²⁷

21 Der Wortlaut des § 180 zitiert nach Goldammer, Theodor: Die Materialien zum Straf-Gesetzbuche für die Preussischen Staaten, aus den amtlichen Quellen nach den Paragraphen des Gesetzbuches zusammengestellt und in einem Kommentar erläutert, Berlin 1852, S. 379: „Eine Mutter, welche ihr uneheliches Kind in oder gleich nach der Geburt vorsätzlich tödtet, wird wegen Kindesmordes mit Zuchthaus von fünf bis 20 Jahren bestraft.“

22 Vgl. Bozankaya, Neonatizid, 2010, S. 23.

23 Strafgesetzbuch für das Deutsche Reich, Berlin 1871, S. 348 f.

24 Vgl. Closmann: Die Kindstötung, 1889, S. 33 f.

25 Vgl. Krafft-Ebing, R.: Grundzüge der Criminalpsychologie auf Grundlage der deutschen und österreichischen Strafgesetzgebung für Juristen, Stuttgart 1882, S. 43. „Dem Zustand, in welchem sich die Gebärende in und nach dem Gebärakt befindet, trägt die Gesetzgebung schon dadurch Rechnung, dass sie die Tötung des Kindes oder dessen Tod in Folge absichtlich unterlassener Hülfeleistung mit einer verhältnissmässig milden Strafe ahndet, eingedenk der Thatsache, dass in diesem geistig und körperlich erschütternden und aufregenden Zustand die Verwerthung sittlicher und rechtlicher Gegenmotive gegenüber dem Gedanken, sich des Kindes zu entledigen, namentlich bei unehelich Gebärenden erheblich erschwert ist.“

26 Es wird nicht mehr zwischen Zuchthaus und Gefängnis unterschieden, sondern allgemein Freiheitsstrafe angedroht.

27 Vgl. Deutsch, Carl Christian: Die strafrechtliche Behandlung der Kindstötung in Preußen vom Ausgang des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart in der Bundesrepublik, in: Frank Häbeler, Renate Schepker u. Detlef Schläpfer (Hrsg.): Kindstod und Kindstötung, Berlin 2008, S. 55-72, hier: S. 67.

Seit dem Zweiten Weltkrieg,²⁸ aber insbesondere in den 1980er und 1990er Jahren geriet der § 217 seitens Politiker²⁹ und Juristen³⁰ zunehmend unter Beschuss. Kritikpunkt war vor allem die ungleiche gesetzliche Behandlung von verheirateten Täterinnen gegenüber ledigen bzw. von ehelichen Kindern gegenüber unehelichen. Diese Diskussion führte erstaunlicherweise erst im Jahre 1998 zur Abschaffung des § 217 im Strafgesetzbuch. Seither müssen sich mutmaßliche Kindsmörderinnen wegen Totschlags verantworten.³¹ Begründet wurde die Gesetzesänderung damit, dass „der Tatbestand der Kindstötung [...] in der strafrechtlichen Praxis nur eine sehr untergeordnete Rolle [spielt]“ und der „§ 217 [...] nicht mehr zeitgemäß [ist].“³²

„Sie [die historische Entwicklung] reicht von der Strafflosigkeit dieser Taten über die spezielle Qualifizierung und härtere Bestrafung bis hin zur besonderen Privilegierung und letztlich zur Aufhebung eines gesonderten Tatbestandes.“³³

Die Kindsmorde vor dem Schwurgericht Augsburg³⁴ (1884-1895)

Ende des 19. Jahrhunderts waren im Deutschen Reich knapp 10% aller Geburten unehelich.³⁵ In Bayern machten die unehelichen Geburten fast 15 % aus, in Schwaben lag der Prozentsatz mit 11,5 % knapp über dem Reichsdurchschnitt.³⁶ Von allen unehelich geborenen Kindern fiel knapp jedes

28 Vgl. ebd., S. 66 f.

29 Beispielsweise kritisierten Politikerinnen der SPD-Bundestagsfraktion, dass der Mord von nichtehelichen Kindern weniger schlimm sei, als der von ehelichen und forderten eine ausgleichende Gesetzesregelung. Vgl. Artikel „Unordentliche Kinder“, in: Der Spiegel 34/1992, S. 45 f.

30 Vgl. z.B. Schmidt, Christian Kurt: Die Kindstötung. Überlegungen zu § 217 StGB und dessen Reformierung, Bonn 1991.

31 Zur derzeit geltenden Rechtslage vgl. Bozankaya: Neonatizid, 2010, S. 49-68.

32 Bundestagsdrucksache 13/8587, S. 34.

33 Bozankaya: Neonatizid, 2010, S. 19.

34 Vor dem Schwurgericht Augsburg wurden die Kindsmordfälle aus den Landgerichtsbezirken Augsburg, Kempten, Memmingen, Neuburg a. D. und Eichstätt verhandelt. Vgl. Königliches Statistisches Bureau (Hrsg.): Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern, Dritter Jahrgang 1897, München 1897, S. 5. Ein Schwurgericht bestand aus drei Richtern und aus zwölf berufenen Geschworenen. Während die Geschworenen über die Schuldfrage entscheiden mussten, hatten die Richter das Strafmaß zu bestimmen. Vgl. Volkert, Wilhelm (Hrsg.): Handbuch der bayerischen Ämter, Gemeinden und Gerichte 1799-1980, München S. 129.

35 Vgl. Kaiserliches Statistisches Amt (Hrsg.): Vierteljahreshefte zur Statistik des Deutschen Reiches, Erster Jahrgang 1892, Berlin 1892.

36 Vgl. ebd.

tausendste einem Kindsmord zum Opfer.³⁷ Vor dem Schwurgericht Augsburg wurden in einen Zeitraum von zwölf Jahren (1884 bis 1885) insgesamt 42 Kindsmörderinnen verurteilt, was einem Jahresdurchschnitt von drei bis vier Fällen entspricht.³⁸ Beim Vergleich der hohen Geburtenziffer unehelicher Kinder mit der vergleichsweise niedrigen Zahl von Kindsmordfällen drängt sich die Frage auf, was diese wenigen Täterinnen zur Tötung ihrer neugeborenen Kinder veranlasst haben könnte. Was den Fragenkomplex Ursachen und Motive von Kindsmorden betrifft, wurde in der Forschung nie von einer monokausalen Motivation ausgegangen. Otto Ulbricht postuliert, dass „die Verursachung des Kindsmordes als ein Geflecht von Faktoren angesehen [wird], die verschiedenen Ebenen angehören.“³⁹

Wurde nach der CCC als Tatmotiv noch allein die Verheimlichung der eigenen Unsittlichkeit unterstellt, wurde in der Aufklärung auch die Angst vor Ehrverlust und Schande sowie die wirtschaftliche Notlage bzw. die Angst vor Armut als Ursache für Kindsmord in Betracht gezogen. Im 19. Jahrhundert gesellte sich dann noch der psychische und physische Ausnahmezustand der Kindsmörderinnen während des Geburtsvorganges als Grund für eine privilegierte Bestrafung dazu. Auf den ersten Blick scheint dieses juristische Konstrukt alle denkbaren Motivationsebenen in sich zu vereinen: Es werden sowohl wirtschaftliche und moralische, als auch psychische und physische Faktoren mit einbezogen. Auf den zweiten Blick erscheint aber Skepsis angebracht, ob der § 217 und die zugrundeliegenden Überlegungen die Realität der Täterinnen tatsächlich in einem adäquaten Maße abdeckt. Was zunächst selbstverständlich erscheint und deswegen nicht hinterfragt zu werden lohnt, avanciert bei genauerer Betrachtung zu einem entscheidenden Punkt, nämlich dass im § 217 das Problem nur von einer Außenperspektive betrachtet wird. Bei den Juristen, welche den § 217 inhaltlich bestimmten,

³⁷ Vgl. ebd., S. I.17 und IV.64. Zwischen 1886 und 1890 kamen im Deutschen Reich pro Jahr durchschnittlich 170.000 uneheliche Kinder zu Welt, im selben Zeitraum wurden im Jahresdurchschnitt 176 (0,103%) Frauen wegen Kindsmord nach § 217 verurteilt.

³⁸ Es handelt sich hierbei um die einzigen Kindsmordakten aus dem 19. Jahrhundert, welche im Staatsarchiv Augsburg noch vorhanden sind. Zur Anklage kamen insgesamt 44 Fälle, zwei Frauen wurden jedoch freigesprochen. Der Freispruch wurde in einem Fall damit begründet, dass vom Gericht nicht zweifelsfrei nachgewiesen werden konnte, dass das Kind nach der Geburt überhaupt gelebt hat und im anderen Fall konnte nicht mehr bewiesen werden, dass die Angeschuldigte die tot aufgefundenen Zwillinge tatsächlich geboren hat.

³⁹ Ulbricht: Kindsmord und Aufklärung, 1990, S. 173.

handelte es sich um gebildete Männer aus der Oberschicht, die zudem unter dem Einfluss des fiktiven Prototyps der bürgerlichen Kindsmörderin, wie ihn die außerstrafrechtliche Literatur des Sturm und Drang heraufbeschworen hat, standen.⁴⁰ Die Perspektive der Täterinnen, also das individuelle Erleben von Frauen aus der ländlichen Unterschicht, die den weitaus größten Anteil der Kindsmörderinnen ausmachten, wurde nicht berücksichtigt. Regina Schulte gibt zu bedenken, dass

„der strafrechtliche Entwurf der Kindstötung und das Handeln von Frauen, die ihre neugeborenen Kinder töteten, unterschiedliche Wirklichkeiten voraussetzen können – hier die Normen, welche die bürgerliche Frau und Mutter in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts eingrenzten, dort der Zusammenhang des Lebens und Überlebens von Frauen und Kindern in bäuerlichen Unterschichten.“⁴¹

Bei ihrer Analyse von 60 Kindsmordfällen in Oberbayern kommt Regina Schulte zu dem Ergebnis, dass „die Frauen [...] weder in Schande und Verzweiflung geraten noch durch eine existentielle Krise bedroht [waren], noch [...] ein psychiatrischer Befund auf sie zu[traf].“⁴² Die von juristischer Seite vorausgesetzten Ursachen und Beweggründe für einen Kindsmord sind folglich nicht differenziert genug, vielmehr werden weite Teile des Lebens- und Arbeitsalltags der Täterinnen ausgeblendet.

Die Kindsmörderin Viktoria D. wähnte sich in einer ausweglosen Situation und, so erinnert sie sich zurück, „kam mir plötzlich der Entschluß, mein Kind gewaltsam aus dem Wege zu schaffen.“⁴³ Welche Lebenswirklichkeiten, welche Handlungs- und Entscheidungsspielräume brachten eine schwangere Frau nun tatsächlich dazu, ihr Kind nach der Geburt zu töten? Oder anders formuliert: Wie konnte es geschehen, dass der physischen Entbindung nicht

40 Vgl. Wächterhäuser, Wilhelm: Das Verbrechen des Kindsmordes im Zeitalter der Aufklärung. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung der dogmatischen, prozessualen und rechtssoziologischen Aspekte, Berlin 1973, S. 27-57.

41 Schulte, Regina: Strafrechtlicher Entwurf und Lebenswirklichkeiten von Kindsmörderinnen im 19. Jahrhundert, in: Gerhard, Ute (Hrsg.): Frauen in der Geschichte des Rechts. Von der Frühen Neuzeit bis zur Gegenwart, München 1997, S. 382-389, hier: S. 389.

42 Ebd. S. 386.

43 Schwurgericht beim Landgericht Augsburg, 91/1884, Verhör vom 07.10.1884. Die Archivsignatur aller verwendeten Gerichtsakten lautet jeweils „StAA Schwurgericht beim Landgericht Augsburg“ zuzüglich der jeweiligen Archivnummer. Der Einfachheit halber werden die Akten im Folgenden immer nur mit der jeweiligen Archivnummer zitiert.

die emotionale und/oder moralische Bindung folgte, wie es beim Großteil der Mütter geschieht, sondern die ultimative Entbindung stattfand, nämlich der von der Mutter forcierte physische Tod des Säuglings? Um diese Frage zu beantworten, werden die Kindsmordfälle vor dem Schwurgericht Augsburg im Hinblick auf Kategorien analysiert, die für Ursachen und Beweggründe eines Kindsmordes potentiell bedeutungsvoll erscheinen. Neben der Kindsmörderin und dem Kindsvater stehen weitere Personengruppen wie Eltern, Dienstherrschaften und Ärzte, sowie spezifische Elemente der Gebärsituation im Blickpunkt.

Die Täterinnen⁴⁴

Das durchschnittliche Alter der Kindsmütter lag bei 23 Jahren.⁴⁵ Mit Ausnahme von zwei Witwen befanden sich zur Tatzeit alle Täterinnen im ledigen Stand. Keine verfügte über ein nennenswertes Vermögen. Etwa ein Viertel half im elterlichen Anwesen oder Haushalt mit, 26 verdingten sich als Dienstmagd, jeweils zwei Frauen verdienten ihren Lebensunterhalt als Fabrikarbeiterin bzw. Köchin und drei waren als Kellnerinnen tätig. Die Kinder mittlerer und großer Bauernhöfe arbeiteten oft bis zu ihrer Heirat oder bis an ihr Lebensende als Arbeitskräfte auf dem elterlichen Hof. Insbesondere die älteren Kinder übernahmen das Anwesen noch zu Lebzeiten der Eltern oder erbten es nach deren Tod. Viele jüngere Geschwister blieben aber, wenn sie nicht heirateten, als Arbeitskräfte auf dem Hof, sie waren billiger und aufgrund ihrer Familienzugehörigkeit auch leichter verfügbar als fremde Dienstboten. Diejenigen Kinder, die keinen Hof erbten, hatten nur die Möglichkeit über Heirat einen eigenen Hausstand und eine eigene Familie zu gründen.⁴⁶ Bei den kleinen Bauern, Güttern und Häuslern, gab es keinen Bedarf an Arbeitskräften, weshalb in solchen Haushalten erwachsene Kinder

44 Hinsichtlich des Täterinnenprofils herrscht in der Forschung dahingehend Übereinstimmung, dass die Kindsmörderinnen größtenteils aus der ländlichen oder städtischen Unterschicht stammen, ihre Schwangerschaft in den meisten Fällen verheimlichten, die Tat im Alter zwischen 20 und 30 Jahren begingen und von einem Mann ihres Alters und ihrer gesellschaftlichen Schicht schwanger geworden waren. Diese Charakterisierung trifft in allen Punkten auch auf die Täterinnen vor dem Schwurgericht Augsburg zu.

45 Insgesamt 38 Frauen waren im Alter zwischen 18 und 29 Jahren, vier zwischen 32 und 36 Jahren.

46 Vgl. Schulte, Regina: Das Dorf im Verhör: Brandstifter, Kindsmörderinnen und Wilderer vor den Schranken des bürgerlichen Gerichts. Oberbayern 1848-1910, Reinbek bei Hamburg 1989.

eine wirtschaftliche Belastung darstellten. Töchter und Söhne von kleinen Bauern sahen sich deshalb in der Regel nach dem Ende ihrer Schulzeit – ab einem Alter von etwa 13 oder 14 Jahren – gezwungen, außerhalb der Familie Geld zu verdienen.⁴⁷ Regina Schulte konstatiert, dass

„Dienstmagd sein [...] nicht nur ein Lohnverhältnis [charakterisierte], sondern die Lebensweise eines großen Teils der Mädchen und jungen Frauen aus der ländlich-bäuerlichen Unterschicht am Ende des 19. Jahrhunderts. [...] Knechte und Mägde waren weniger eine soziale Schicht, als eine Altersgruppe der Söhne und Töchter von Tagelöhnern und Kleinbauern. Das Dienstbotenleben war ein Übergangsstadium.“⁴⁸

Die Gesindezeit war der Übergang zwischen Kindheit und Ehe.⁴⁹ Während der zehn bis 15 Jahre als Dienstmagd erarbeiteten sich die jungen Frauen die wirtschaftliche Basis für eine spätere Heirat und lernten ihren zukünftigen Ehemann kennen. Oft handelte es sich um Knechte oder Handwerker, die im selben Haus oder in der näheren Umgebung bedientet waren. Aus solchen vorehelichen Beziehungen gingen nicht selten Kinder hervor. Der größte Teil der unehelich geborenen Kinder wurde später durch Heirat legitimiert.⁵⁰ Eine solche Legitimierung fand oft erst nach mehreren Jahren statt, wenn beide Elternteile entweder genügend Geld erspart hatten, um einen eigenen Hausstand gründen zu können oder wenn sie eine Landwirtschaft von den Eltern übernehmen konnten. Viele Paare hatten zum Zeitpunkt ihrer Hochzeit bereits mehrere Kinder. Da deren Legitimierung von vorneherein geplant und nur eine Frage der Zeit war, haftete diesen unehelichen Kindern in der Regel keine Schande an. Anders stellte sich die Situation für außereheliche Kinder dar, mit deren Legitimierung oder Alimentierung die Mutter kaum oder definitiv nicht rechnen konnte. Sehr unwahrscheinlich oder gänzlich

47 Vgl. Schulte, Regina: Bauernmägde in Bayern am Ende des 19. Jahrhunderts, in: Hausen, Karin (Hrsg.): Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. Und 20. Jahrhundert, München 1987, S. 112-129, hier: S. 112. „In Bayern betrug der Anteil des Gesindes an der Gesamtbevölkerung fast 7%, es stellte mehr als ein Drittel aller landwirtschaftlichen Arbeitskräfte.“

48 Ebd., S. 112 f.

49 Vgl. Ebd., S. 113. Im Jahre 1882 waren nur 10, 8 % des Gesindes älter als 40 Jahre. Das Durchschnittsalter der Mägde lag bei 25 Jahren. 90% der Knechte und Mägde war unverheiratet.

50 Vgl. Königliches Statistisches Bureau: Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern, 1895, S. 18 und 30. Von allen Eheschließungen zwischen 1885 und 1894 handelte es sich bei 13 % um „Eheschließungen mit Legitimierung unehelicher Kinder“.

unmöglich war eine Legitimierung, wenn mehrere Kindsväter in Frage kamen, wenn der Liebhaber die Vaterschaft nicht anerkannte, wenn er bereits verheiratet war und wenn Kindsmutter und Kindsvater aus gesellschaftlichen, wirtschaftlichen oder emotionalen Gründen nicht heiraten konnten oder wollten. Aus solchen Beziehungen hervorgegangene Kinder waren ein Symbol dafür, dass sich die Frau mit dem „falschen“ Mann eingelassen und leichtfertig ihre Ehrbarkeit verspielt hatte.⁵¹ Die Heiratschancen für eine unverheiratete Frau, die ein oder mehrere Kinder hatte, sanken jedoch nicht primär wegen des Fehltritts, sondern vielmehr deswegen, weil die Pflegekosten, die die Mutter für ihr Kind auszugeben gezwungen war, ihre Mitgift schmälerte.⁵²

Die große Mehrheit der Kindsmörderinnen vor dem Schwurgericht Augsburg unterhielten nur sehr kurze Beziehungen mit den Kindsvätern, die in der Regel ihrer eigenen sozialen Schicht angehörten. Oft dauerte die Bekanntschaft kaum ein halbes Jahr.⁵³ An Lichtmess war traditionell Diensthofwechsel und man lernte sich am neuen Arbeitsort kennen. Nach einigen Wochen oder Monaten entspannen sich Beziehungen, die oft dann endeten, wenn entweder die Magd oder der Knecht den Dienst erneut wechselte. Mehrere Frauen hatten nur ein einziges Mal Geschlechtsverkehr mit dem Kindsvater. Eine Frau hatte zwar auch bereits seit drei Jahren eine Beziehung mit einem jungen Mann aus ihrem Heimatdorf. Als sie aber – bereits von diesem schwanger – auswärts in Dienst kam, begann sie ohne Wissen ihres damaligen Liebhabers eine anderweitige Beziehung.

Wie reagierten diese Frauen, deren kurzlebige Liebschaften keine Hoffnungen auf eine zukünftige Ehe und eine Legitimierung des zu erwartenden Kindes zuließen, auf Anzeichen einer Schwangerschaft? In seltenen Fällen erkannte die Frau ihre Schwangerschaft, akzeptierte ihren Zustand und machte ihrer sozialen Umgebung Mitteilung davon. Der Großteil der Frauen aber negierte

51 Vgl. Blanke, Dieter: Die Kindstötung in rechtlicher und kriminologischer Hinsicht, Kiel 1966, S. 111.

52 Vgl. Peters, Kirsten: Der Kindsmord als schöne Kunst betrachtet. Eine motivgeschichtliche Untersuchung der Literatur des 18. Jahrhunderts, Würzburg 2001, S. 33.

53 Nur eine Frau hatte bereits seit mehr als drei Jahren eine feste Beziehung mit einem Mann, mit dem sie schon zwei uneheliche Kinder hatte, deren zukünftige Legitimierung durch ein ernsthaftes Heiratsversprechen gesichert war.

die Schwangerschaft, wobei sich grundsätzlich drei typische Verhaltensmuster unterscheiden lassen:

a) Eine Schwangerschaftsverdrängung liegt dann vor, wenn sich die Frau einer Schwangerschaft tatsächlich nicht bewusst ist. Ein solches Nichtwissen bzw. Nicht-Erkennen kann auf verschiedene Ursachen zurückgeführt werden. Außer der subjektiven Gewissheit, nicht schwanger zu sein, weil die Schwangerschaft beispielsweise noch in einem sehr frühen Stadium ist, kann auch das Fehlen von Schwangerschaftszeichen oder die subjektiv falsche Deutung vorhandener Anzeichen zu einer Verdrängung führen.

b) Eine Frau ahnt aufgrund verschiedener Anzeichen eine Schwangerschaft, ist sich aber nicht sicher. Sie unternimmt nichts, um Klarheit zu gewinnen. Sie wehrt sich innerlich gegen die Anerkennung einer Schwangerschaft und weigert sich, Tatsachen zu schaffen. Sie verleugnet die Schwangerschaft vor sich selbst – und somit auch vor anderen – und macht sich keinerlei Gedanken um die Zukunft. Dieses naiv-passive Verhalten fungiert als Mittel zur Abwehr der durch die Schwangerschaft heraufbeschworenen Bedrohung der bisherigen Lebensordnung.

c) Die Frau ist sich ihrer Schwangerschaft vollkommen bewusst und versucht auf verschiedene Art und Weise ihren Zustand vor sich selbst zu ignorieren und vor anderen Personen zu verbergen.

Nadine Bozankaya fasst das Phänomen der Schwangerschaftsneugier knapp zusammen:

„Insgesamt reicht daher das Spektrum der negierten Schwangerschaft von der bewusstseinsfern ablaufenden Verdrängung, über die bewusstseinsdominante Abwehr der Gedanken, bis hin zu einer Verheimlichung im Sinne einer manipulativ abgewehrten Fremdwahrnehmung der Schwangerschaft. Die Kategorisierung im Rahmen der negierten Schwangerschaft bedeutet aber nicht, dass es sich um streng um trennende Bereiche handelt. Übergänge und Überlappungen sind innerhalb der Intensitätsstufen möglich und nicht selten. So kann die

zunächst verdrängte Schwangerschaft nach einigen Monaten von der Schwangeren geahnt aber gelehnet und anschließend nicht mehr sich selbst gegenüber sondern nur noch der Außenwelt gegenüber verheimlicht werden.⁵⁴

Eine Schwangerschaftsverdrängung und die Verleugnung einer Schwangerschaft vor sich selbst wurden mit Sicherheit durch gewisse physische Besonderheiten begünstigt. Bei fast der Hälfte der Täterinnen war ausdrücklich von körperlichen Befindlichkeiten oder Beschwerden die Rede, welche eine Schwangerschaft aus ihrer Sicht entweder ausschlossen oder zumindest fraglich erscheinen ließen. Zehn Frauen gaben an, dass ihre Menstruation seit jeher oder schon seit längerer Zeit unregelmäßig aufgetreten sei, so dass sie ein längeres Ausbleiben der Regel nicht als sicheres Indiz für eine Schwangerschaft betrachteten. Im Zusammenhang mit Unregelmäßigkeiten des Menstruationszyklus wird auch mehrmals der „Weisse Fluss“⁵⁵ genannt. Eine Begleiterscheinung des weißen Flusses war in vielen Fällen entweder das Ausbleiben oder ein unregelmäßiges Auftreten der Menstruation. Sabine T. gibt an, anstatt der Regel den weißen Fluss außerordentlich stark gehabt zu haben. Dieser Zustand war der Grund, warum sie bis zuletzt nicht glauben konnte, dass sie schwanger sei, obwohl sie „zusehends dicker im Leibe wurde.“⁵⁶ Bei zwei Frauen traten auch während der Schwangerschaft Regelblutungen auf, weshalb sie eine Schwangerschaft nicht annahmen bzw. nicht wahrhaben wollten.

Neben Unregelmäßigkeiten bzw. Auffälligkeiten hinsichtlich der Menstruation wurde auch aufgrund eines ohnehin schlechten Gesundheitszustandes eine eventuell bestehende Schwangerschaft nicht ernsthaft in Erwägung gezogen. Maria S. gibt an, dass sie schon längere Zeit „kränklich war“ und aus diesem Grund auch nicht daran dachte, „daß diese Erscheinungen mit dem Beischlaf

54 Bozankaya: Neonatizid, 2010. S. 45.

55 Vgl. Meyers Großes Konversations-Lexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens, Bd. 20, Leipzig und Wien 1909, S. 500. „Weißer Fluß (griech. Leukorrhoea, lat. Fluor albus), der Ausfluß einer schleimigen, schleimig-eitrigen oder rein eitrigen Flüssigkeit aus der Scheide ist eins der häufigsten Symptome bei katarrhalischen und entzündlichen Erkrankungen der Gebärmutter-schleimhaut. Diese treten im Anschluß an Allgemeinerkrankungen des Organismus (Anämie, Chlorose) oder als selbständiges Leiden auf. In vielen Fällen bestehen gleichzeitig Störungen der Menstruation (Dysmenorrhöe, Menorrhagie). Die Behandlung hat für Kräftigung des Allgemeinbefindens Sorge zu tragen und durch geeignete Lokalbehandlung das Gebärmutterleiden zur Heilung zu bringen.“

56 53/1894, Verhör vom 02.03.1894.

in Zusammenhang stehen könnten“.⁵⁷ Die Mutter der Maria R. gab an, dass ihre Tochter seit zwei Jahren an Bleichsucht litt und ihr schlechtes Aussehen auf diese Krankheit zurückzuführen war.⁵⁸ Maria R. wurde drei Jahre vor dem Kindsmord am Unterleib wegen eines Drüsenabszesses operiert. Einige Monate später wurde sie wieder im Spital wegen einer Unterleibsentzündung behandelt. Vom Arzt wurde ihr mitgeteilt, dass „der Charakter der Erkrankung es mit sich [bringe], dass während deren Dauer die Menstruation nicht mehr mit der frühen Regelmäßigkeit“ auftritt, und „daß die Krankheit mit heftigen anhaltenden und oft wiederkehrenden Schmerzen verbunden“ sei.⁵⁹ Aus diesem Grunde machte sie sich wegen der ausbleibenden Regel während der gesamten Schwangerschaft keine Gedanken, und sogar als die Wehen einsetzten, glaubte sich noch, es käme von einer Unterleibsentzündung.

Als weiteres Indiz dafür, dass keine Schwangerschaft vorliegt, wurde von vielen Frauen angegeben, dass sie keine Kindsbewegungen spürten. Genoveva M. war sich einer Schwangerschaft nicht sicher, weil sich in ihr „nichts gerührt“ habe.⁶⁰ Aber auch dann, wenn die Anzeichen unmissverständlich waren, wurde eine Schwangerschaft oft nicht in Betracht gezogen. Katharina Sch. war sich darüber im Klaren, dass ihre Regel schon seit Monaten ausgeblieben war und dass an ihrem Körper „eine solche Veränderung vorgegangen war“, dass sie „nicht anders auslegen konnte, als daß [sie] schwanger sei.“ Trotzdem wollte sie „das doch allerweil nicht recht glauben.“⁶¹

Jeder noch so kleine Hinweis, der eine Schwangerschaft fraglich machen konnte, wurde wie ein rettender Strohalm aufgegriffen. Katharina N. hatte gleich zwei Erklärungen dafür, dass sie trotz verschiedener körperlicher Anzeichen nicht schwanger sei:

„Einmal, schon während ich schwanger war, mußte ich mich allerdings brechen, ich glaubte, daß dies von Würmern komme, kaufte mir auch ein Wurmmittel. Es sind auch Würmer von mir abgegangen. [...] Mein Leibesumfang hat allerdings etwas zugenommen und mußte ich mir

⁵⁷ 13/1892, Verhör vom 11.04.1892.

⁵⁸ 28/1894, Vernehmung vom 13.03.1894.

⁵⁹ 52/1895, Vernehmung Dr. Kraus, Frauenarzt vom 21.05.1895.

⁶⁰ 4/1887, Verhör vom 23.10.1886.

⁶¹ 14/1891, Verhör vom 11.12.1890.

deshalb meine Röcke weiter machen. Ich glaubte aber, das komme daher, weil ich so viele Kartoffeln esse.“⁶²

Philomena M. räumte zwar ein, „daß sie im Bauch schon einen Knäuel verspürt, der sich bewegt habe, sie wäre aber nicht der Meinung gewesen, daß dies von einer Leibesfrucht herrühre.“⁶³ Sie erinnerte sich zudem, dass ihr im Winter einmal eine Zigeunerin geweissagt habe, sie werde in absehbarer Zukunft zu Unrecht einer Schwangerschaft verdächtigt.⁶⁴ Welche Verhaltensmuster die schwangeren Frauen gegenüber den Kindsvätern, den Eltern und den Dienstherrschaften an den Tag legten, wird in den nachfolgenden Ausführungen geschildert.

Die Kindsväter⁶⁵

Das Durchschnittsalter der Kindsväter betrug 26 Jahre.⁶⁶ Was den Familienstand betrifft, befanden sich 35 Männer im ledigen Stand, drei waren verheiratet,⁶⁷ zwei verwitwet⁶⁸ und in zwei Fällen konnte der Familienstand des Vaters nicht ermittelt werden. Nur in ganz wenigen Ausnahmefällen erkannte ein Kindsvater, sofern er überhaupt von einer Schwangerschaft Kenntnis hatte, die Vaterschaft an. In den seltenen Fällen, in denen von ernsthaften Heiratsabsichten von Seiten des Kindsvaters gesprochen werden kann, kam eine Ehe aber aus verschiedenen Ursachen trotzdem nicht in Frage. Die Eltern der Marianne E. waren mit deren Partnerwahl nicht einverstanden und hatten bereits die Verlobung mit einem anderen Heiratskandidaten

62 41/1895, Verhör vom 16.02.1895.

63 54/1889, Verhör vom 14.06.1889.

64 54/1889, Gendarmeriebericht vom 19.06.1889.

65 Knapp die Hälfte aller Kindsväter waren Dienstknechte, elf gingen einem Handwerksberuf nach (zwei Käser und jeweils ein Oberbrauer, Ziegler, Kalkbrenner, Kaminkehrergeselle, Schuhmachergeselle, Bäckergeselle und Müller), wobei zwei davon den Meistertitelführten (ein Bäckermeister, verheiratet, 47 Jahre und ein Zimmermeister, verwitwet, 32 Jahre). Zwei waren Fabrikarbeiter, einer Gastwirt und fünf Männer hatten sonstige Berufe (Kutscher, Rangierlokomotivführer, Colporteur, Handelsreisender, Ablöswärter). Bei vier Kindsvätern konnte der Beruf nicht ermittelt werden.

66 Zu berücksichtigen ist allerdings, dass in zwölf Fällen das Alter nicht aus den Akten hervorgeht. Von den Fällen, in denen das Alter bekannt ist, befand sich mehr als die Hälfte der Kindsväter im Alter zwischen 18 und 28 Jahren, wobei nur drei unter 20 Jahre alt waren. Insgesamt sechs Männer hatten ein Alter zwischen 32 und 36 Jahren und nur einer war bereits 47 Jahre alt.

67 Zwei der verheirateten Männer waren 34 Jahre alt und einer 47 Jahre.

68 Die Witwer waren 32 und 35 Jahre alt.

arrangiert. Die von ihrem Liebhaber schwangere Marianne E. stimmte unter Verheimlichung ihres Zustandes einer Heirat mit dem Mann zu, der den elterlichen Vorstellungen entsprach.⁶⁹ Die 24-jährige verwitwete Anna K., die bereits Mutter zweier Kinder war, wollte den Colporteur Jakob M. heiraten. Die Hochzeitspläne hatten sich jedoch zerschlagen, als sie erfuhr, „daß er kein Geld habe.“⁷⁰ Im Falle von Franziska Lang kam eine Heirat nicht zustande, weil sie den verwitweten Kindsvater, der ihr die Ehe versprach, aus folgenden Gründen nicht heiraten wollte. „1. Weil er schon 35 Jahre alt war, 2. nicht lesen und schreiben konnte und 3. wie gesagt 5 Kinder hatte.“⁷¹

Oftmals leugneten die Kindsväter ihre Vaterschaft. Josefa W. etwa gab zu Protokoll, dass der Kindsvater „es anfangs nicht glauben [wollte], dann sagte er, er läugne mir's weg.“⁷² Der Liebhaber der Barbara H. drohte, als sie ihn von der Schwangerschaft in Kenntnis setzte, sogar damit, sie zu erschießen, wenn sie ihn als Kindsvater angebe.⁷³ Einige wenige Väter suchten ihr Heil in der Flucht. Der Liebhaber der 36-jährigen Fabrikarbeiterin Viktoria E. war zum Beispiel kurz nachdem er von der Schwangerschaft erfahren hatte, nach Amerika ausgewandert. Er versprach ihr zwar, sie mit ihren vier Kindern nachkommen zu lassen, aber er ließ nie wieder etwas von sich hören.⁷⁴

In den meisten Fällen verheimlichten die Frauen den Kindsvätern gegenüber die Schwangerschaft und die Kindsväter wollten nichts davon bemerkt haben, dass ihre Geliebte ein Kind erwartete. Der Dienstknecht Georg W. habe „niemals bemerkt, daß sie schwanger sei“ und zudem habe Kreszenz F. ihre Schwangerschaft ihm gegenüber abgeleugnet, als er sie vier Wochen vor der Geburt aufgrund des Dorfgeredes zur Rede stellte.⁷⁵ Da viele Beziehungen nur sehr kurze Zeit Bestand hatten und sich beide bereits an unterschiedlichen Dienstorten aufhielten, als Gerüchte über eine Schwangerschaft laut wurden, fiel eine Verheimlichung nicht schwer. Oft bestand keinerlei Kontakt mehr und die Kindsväter erkundigten sich in keinster Weise nach ihrer früheren

69 91/1887, Verhör vom 09.09.1887.

70 33/1888, Verhör vom 20.04.1888.

71 57/1893 Verhör vom 03.05.1892.

72 Verhör vom 09.09.1886.

73 Vgl. 57/1889, Verhör vom 20.05.1889.

74 Vgl. 27/1884, Verhör vom 04.03.1884.

75 9/1887, Vernehmung vom 08.11.1886.

Geliebten. Manchmal fragten aber Kindsväter, die von Gerüchten beunruhigt waren, brieflich nach, ob das Gerede der Wahrheit entspreche. Johann Sch. wurde zum Beispiel von seinen Kameraden vorgeworfen, „ein schwangeres Weibsbild in Röthenbach zu haben“, worauf er „eine briefliche Anfrage an sie gerichtet habe.“⁷⁶ Er erhielt zwar zwei Briefe von Josepha H., sie leugnete aber jedes Mal, schwanger zu sein.

Die Eltern der Täterinnen⁷⁷

Fast alle Frauen versuchten zunächst, die Beziehungen zu den Kindsvätern und folglich auch ihre Schwangerschaft und später die Geburt vor ihren Eltern und Geschwistern zu verheimlichen. Aber in einer Dorfgemeinschaft, in der sie seit ihrer Geburt eingebunden waren und in der die soziale Kontrolle als sehr hoch einzustufen ist, waren Gerüchte vorprogrammiert. Eltern, Geschwister und Verwandte haben auf Schwangerschaftsgerüchte mit unterschiedlichen Reaktionsmustern geantwortet.

In nur zwei Fällen wurde tatsächlich physische Gewalt angewandt.⁷⁸ Manchmal kam es zu verbalaggressiven Reaktionen wie Schimpfen, Vorwürfen und massiven Drohungen. Marianne E. äußerte ihrem Geliebten gegenüber, „sie fürchte ihre Eltern und zunächst ihren strengen Vater.“ Wörtlich sagte sie: Wenn es mein Vater inne wird, da wird es donnern.“⁷⁹ Viktoria E. gab an, sich niemandem etwas von ihrem schwangerem Zustand erzählen zu trauen, da die „Mutter krank war“ und sie fürchtete, dass sie „der Vater aus dem Haus jagt.“ Katharina Sch. begründete die Verheimlichung ihrer Schwangerschaft den

⁷⁶ 31/1889, Vernehmung vom 19.03.1889.

⁷⁷ Ein Drittel der Kindsmörderinnen (14) wohnten zur Tatzeit im elterlichen Haushalt. In 26 Fällen handelte es sich bei den Eltern um Söldner, Bauern oder Tagelöhner, 13 waren Handwerker (vier Maurer und jeweils ein Sattler, Schreiner, Schlosser, Drechsler, Zimmermann, Steinhauer, Ziegeleiarbeiter, Wagenschmied und Wagenwärter), ein Wirt, ein Ausgeher; in einem Fall ist der Beruf der Eltern nicht feststellbar.

⁷⁸ Barbara P. machte folgende Aussage: „Schon bei diesem meinem ersten Geständnis hat mich mein Vater körperlich mißhandelt oder vielmehr, wie ich es selbst sagen muß, mich als sein Kind wegen meines Fehltritts nach Recht und Pflicht gezüchtigt. Die Züchtigung bestand in Schlägen mit der Hand. Wie mein Vater, so hat mich auch meine Mutter, die es von ihm erfahren hat, gezüchtigt. Mein Vater hat mich auch noch nach jener ersten Zurredestellung noch wiederholt wegen meines Zustandes bestraft.“, 23/1892, Verhör vom 12.09.1892. Barbara H., die bereits ein Kind geboren hatte, das aber einen Tag nach der Geburt bereits verstorben war, erhielt Schläge von ihrem Stiefvater, er wollte sie dadurch zwingen, ihre erneute Schwangerschaft zu gestehen. Vgl. 57/1889, Vernehmung vom 31.05.1889.

⁷⁹ 91/1887, Vernehmung vom 13.07.87.

Eltern gegenüber mit ihrer Angst, „da eben mein Vater, als meine Schwester Therese im schwangeren Zustand zu meinen Eltern kam sich äußerte: so dürfe ihm keine mehr nach Hause, so lasse er keine mehr herein.“⁸⁰ Obwohl die Eltern ihre Töchter sehr genau beobachteten, ließen sie sich offenbar trotzdem bereitwillig täuschen. Der Vater von Katharina N. beobachtete seine Tochter sehr genau, konnte aber keine Anzeichen einer Schwangerschaft entdecken:

„Meine Tochter hat niemals etwas davon eingestanden, daß sie sich mit einer Mannsperson abgegeben habe und schwanger sei. [...] Ich habe meiner Tochter nicht angemerkt, daß sie dicker wurde. Es schmeckte ihr das Essen, ich habe sie nie brechen sehen, sie arbeitete auch nach wie vor den ganzen Tag, verrichtete auch schwere Arbeit.“⁸¹

Einige Eltern legten ein besonders hohes Maß an Gutgläubigkeit an den Tag. Die Mutter von Juliane W. war noch vier Wochen vor der Geburt davon überzeugt, dass ihre Tochter zu Unrecht einer Schwangerschaft bezichtigt wurde. Sie war bereit, demjenigen 50 Mark zu bezahlen, der ihr den Urheber dieses böswilligen Gerüchts benennen kann.⁸² Auch die Mutter von Therese F. wollte von einer Schwangerschaft ihrer Tochter nichts geahnt haben. Einer Dorfbewohnerin gegenüber gab sie zwar zu, dass bei ihrer Tochter seit vielen Monaten die Regel ausgeblieben sei. Eine plausible Erklärung sah sie aber darin, dass „sie sich einmal im Wasser verdorben“ habe. Die Dorfbewohnerin schenkte den Ausführungen der Mutter Glauben, obwohl das ganze Dorf über die Schwangerschaft der Therese F. redete, „nachdem die Mutter der Beschuldigten dabei unseren Herrgott als Zeugen der Wahrheit ihrer Behauptung anrief.“⁸³ Auch der Vater der Therese F. war offenbar vollkommen von der Unschuld seiner Tochter überzeugt, denn als zwei Wochen vor der Entbindung ein Söldner 60 Mark in einer Wirtschaft wettete, dass Therese F. „schwanger ist und im August entbinden werde“, hielt er dagegen.⁸⁴ Im Falle von Anna Sch. wusste der Bürgermeister folgendes zu berichten:

80 14/1891, Verhör vom 24.01.1891.

81 41/1895, Vernehmung vom 16.02.1895.

82 11/1884, Zeugenvernehmung vom 16.11.1883.

83 77/1895, Vernehmung der Söldnerswitwe Maria H. vom 11.08.1895.

84 77/1895, Gendarmeriebericht vom 07.08.1895.

„Es war allgemeine Dorfsage, daß Anna Sch. schwanger sei. Der Vater derselben scheint von der Richtigkeit dieser Sache nicht überzeugt gewesen zu sein, denn er war noch Samstag, den 15. Oktober, also 2 Tage vor dem man die Kindsleiche fand, bei mir und wollte gegen diejenigen, welche dieses Gerede führen, Klage stellen. Ich sagte ihm damals, er dürfe ja da bei einem Ende des Dorfes anfangen und bis zum anderen Ende desselben fortmachen. Er müßte die Sache umgekehrt anfassen und vorerst seine Tochter untersuchen lassen und dann, wenn nichts daran wäre, könnte er anheben.“⁸⁵

Gelegentlich kam es auch vor, dass die Eltern, obwohl ihre Tochter eine Schwangerschaft nicht eingestand, ihre Unterstützung anboten, die freilich nicht angenommen wurde.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass in keinem einzigen Fall die Eltern oder Geschwister offen ins Vertrauen gezogen wurden, selbst dann nicht, wenn Unterstützung angeboten wurde. In der Regel wurde nicht nur die Schwangerschaft, sondern auch die Beziehung zum Kindsvater verleugnet. Im Vordergrund stand die Angst vor Schimpfereien, Vorwürfen, Schlägen, Verstoßung oder Tod. Inwieweit diese Ängste realistisch waren, kann nicht abschließend geklärt werden. Es kann aber davon ausgegangen werden, dass in den meisten Familien durch das Zugeständnis einer unehelichen Schwangerschaft zumindest eine mehr oder weniger unangenehme Atmosphäre erwartet werden musste.

Die Dienstherrschaft⁸⁶

Während in der Heimatgemeinde vor allem das moralisch-sittliche Verhalten kontrolliert wurde, stand beim Dienstherrn die Arbeitskraft einer Magd im Vordergrund. Da eine Schwangerschaft die Einsatzfähigkeit der Bediensteten einschränken konnte und eine Geburt zu Fehlzeiten führte, wurde bei weiblichen Bediensteten im gebärfähigen Alter immer sehr sorgfältig auf deren

⁸⁵ 69/1892, Vernehmung des Bürgermeisters vom 29.10.1892.

⁸⁶ In den 27 Fällen, in denen die Kindsmörderinnen eine bezahlte Anstellung hatten, handelte es sich bei den Dienstherrschaften in zwölf Fällen um Bauern oder Söldner, fünf betrieben eine Gastwirtschaft, sechs besaßen einen Handwerksbetrieb. Jeweils ein Dienstherr war Bürgermeister und Fabrikhausmeister. In einem Fall war die Täterin in der Küche des Instituts der Englischen Fräulein bedienstet.

Kontakte mit Männern und auf Anzeichen einer etwaigen Schwangerschaft geachtet. Katharina Sch. wurde vor ihrem Diensteintritt ausdrücklich gefragt, „ob sie ein Verhältnis habe“,⁸⁷ was sie verneinte. Die Dienstherrschaft von Anna L. achtete sehr darauf, „ob sie sich mit Mannspersonen abgab“, trotz genauer Beobachtung nahmen diese aber nie wahr, „daß sie sich mit Burschen einließ.“⁸⁸

Allgemein üblich war die Kontrolle der Wäsche weiblicher Dienstboten. Die Dienstherrin von Maria V. gab ihren Wäscherinnen den ausdrücklichen Auftrag, ihr „Mitteilung zu machen, wenn sie in der Wäsche [ihrer] Dienstboten bemerken sollten, daß bei einem von ihnen die Periode ausgeblieben wäre.“⁸⁹

Von dieser Kontrollpraxis wussten die Frauen und versuchten sie zu umgehen, indem sie blutige Wäschestücke abgaben oder verschiedene Erklärungen für das Ausbleiben ihrer Regel anführten. Beispielsweise erklärte Augusta K. auf Nachfrage, ihre Periode sei nur deswegen ausgeblieben, weil „sie, als es Schnee hatte, mit bloßen Füßen hinausgegangen sei.“⁹⁰

In seltenen Fällen hatte die Dienstherrschaft Kenntnis von der Schwangerschaft ihrer Magd. Eine Kündigung wurde jedoch nicht angedroht, vielmehr nach einer anderen Lösung gesucht. Franziska F. erklärte ihrer Dienstherrschaft, dass sie „demnächst gebären und den Dienst nicht mehr machen können.“ Sie beabsichtige, sich zu ihren Eltern zu begeben und dort ihr Kind zu gebären. Ihr wurde zugesagt, nach einer mehrwöchigen Erholungszeit wieder eingestellt zu werden.⁹¹ Auch Friederike T. wäre nach der Geburt wieder eingestellt worden, da man mit ihren Leistungen sehr zufrieden war.⁹²

Trotz des hohen Maßes an sozialer Kontrolle ließen sich offenbar viele Dienstherrschaften von ihren Mägden hinsichtlich deren schwangeren Zustandes täuschen. In nur vier Fällen hat ein Dienstherr seine Magd

87 14/1891, Vernehmung vom 07.01.1891.

88 14/1892, Vernehmungen vom 22.01.1892.

89 14/1886, Vernehmung vom 22.09.1885.

90 81/1888, Vernehmung des Dienstherrn vom 26.06.1888.

91 91/1884, Verhör vom 07.10.1884.

92 69/1890, Vernehmung vom 08.11.1890.

entlassen, sobald er von einer Schwangerschaft überzeugt war,⁹³ wobei in drei Fällen die Frauen jeweils eine andere Stelle antraten und dann dort ihre Schwangerschaft erfolgreich verheimlichen konnten. Der überwältigend große Teil der Dienstherrn gab an, eine Schwangerschaft zwar vermutet zu haben, aber nicht davon überzeugt gewesen zu sein. Bei dem Versuch, ihre Schwangerschaft zu verheimlichen, bedienten sich die Frauen einfallsreicher Ausreden, wie die folgenden Beispiele eindrucksvoll belegen. Bei einigen Frauen wurde aufgrund deren ohnehin stämmigen Statur von Außenstehenden von einer Schwangerschaft entweder gar nichts bemerkt oder nur mit großer Unsicherheit vermutet. Bei Nachfragen von Dienstherrschaften gaben drei Frauen an, von einer früheren Schwangerschaft her noch so übergewichtig zu sein, was glaubwürdig erschien, da sie tatsächlich bereits ein oder mehrere Kinder hatten.⁹⁴ Die anderen beiden noch kinderlosen Frauen wiesen darauf hin, dass sie schon immer etwas stark waren. Eine gewisse Korpulenz, auch wenn sie sich verstärkte, machte eine Schwangerschaft zumindest fraglich. Die Dienstherrin der Anna L. machte sich zwar über eine mögliche Schwangerschaft ihrer Magd Gedanken, fragte bei Anna L. jedoch nie nach, denn sie „zweifelte bis in die letzte Zeit immer wieder, ob sie schwanger sei, weil sie ziemlich stark und dickleibig war und man sich bei solchen Personen leicht täuscht.“⁹⁵ Auch der Dienstherr von Augusta K. schöpfte aufgrund ihrer Dickleibigkeit Verdacht und befragte sie diesbezüglich, worauf sie bemerkte, „dies sei daher gekommen, weil sie alle Kleider angehabt habe.“⁹⁶

Viele schwangere Frauen griffen auf das Argument einer gesundheitlichen Störung zurück. Sabine T. erklärte ihren enormen Bauchumfang ihrer Dienstherrin gegenüber mit gesundheitlichen Beschwerden, sie „leide am weißen Fluß und habe unzweifelhaft ein Gewächs im Bauche.“⁹⁷ Ihre Aus-

⁹³ Vgl. Geßler, Otto: Bayerisches Dienstbotenrecht. Ein Leitfaden für Dienstherrschaften und Dienstboten, München 1908. Die Dienstherrschaft war laut Bayerischem Dienstbotenrecht zu einer außerordentlichen Kündigung unter anderem dann berechtigt, „wenn ein unverheirateter weiblicher Dienstbote sich im Zustande der Schwangerschaft befindet.“ (S. 137). Bemerkenswert ist allerdings der Zusatz, dass eine fristlose Kündigung „selbstverständlich nicht auf die Fälle zu[trifft], wo die Dienstherrschaft den weiblichen Dienstboten einstellt, obwohl sie weiß, daß er schwanger ist.“ (S. 144).

⁹⁴ 110/1886, 57/1889, 96/1889.

⁹⁵ 14/1892, Vernehmung der Dienstherrin vom 02.01.1892.

⁹⁶ 81/1888, Vernehmung vom 26.06.1888.

⁹⁷ 53/1894, Gendarmeriebericht vom 01.03.1894.

flüchte brachte Sabine T. so überzeugend vor, dass bis zur Geburt keine Nachfragen mehr kamen. Die Dienstherrin von Katharina K. schenkte ihrer Magd Glauben, als diese eine Schwangerschaft abstritt, indem sie erklärte, „sie sei nicht ganz gesund, immer etwas aufgetrieben und habe oft ganze Wochen keinen Stuhlgang.“⁹⁸ Susanna V. begründete ihre Schwerfälligkeit mit dem Hinweis, „sie könne nicht geschwind gehen, weil sie von einem Kalb getreten worden sei.“⁹⁹

Als ein weiteres glaubwürdiges Argument erwies sich der Hinweis auf die nach wie vor bestehende Arbeitsfähigkeit. Augusta K. gab auf Nachfrage seitens ihrer Dienstherrin an, „wenn sie in der Hoffnung wäre, könnte sie nicht so laufen und arbeiten.“ Auch Richildis R. wurde von ihrer Dienstherrin immer wieder zur Rede gestellt, „insbesondere ob sie denn in der Arbeit noch fortmachen könne“, zuletzt etwa drei Wochen vor der Geburt. Nachdem Richildis R. beteuerte, dass sie „ihre Arbeit schon thun könne“, gab sich die Dienstherrin zufrieden.¹⁰⁰

Eva Maria S. war beim Verleugnen ihrer Schwangerschaft besonders überzeugend, wie die folgende Aussage ihres Dienstherrn beweist:

„Meine Frau und ich haben die S. nur gedungen auf die Versicherung hin, daß ihr großer Unterleib nicht von ihrer Schwangerschaft, sondern von früheren Geburten herrühre. Als sie einige Zeit bei uns war, kam ich zur Überzeugung, daß sie wirklich schwanger sei und zwar im letzten Stadium, weshalb ich eine andere Magd gedungen habe. [...]. Als meine Frau der S. auf einem Acker beim Kartoffel... dies mitteilte, versicherte diese ihr hoch und theuer, daß sie nicht schwanger sei und daß man ihr ja dies nicht glauben solle und überzeugte dadurch meine Frau von der Unrichtigkeit unseres Verdachtes, so daß ich mich bewegen ließ, mit der neu eingestellten Magd das Verhältnis durch Belastung des Dinggeldes wieder zu lösen.“¹⁰¹

Im Falle von Maria R., die in der Küche des Instituts der Englischen Fräulein in Günzburg angestellt war, kam wohl eine weltfremde Ignoranz zum Tragen. Ein Institutsfräulein erinnerte sich wie folgt an die Täterin:

98 20/1890, Vernehmung vom 15.03.1890.

99 18/1893, Gendarmeriebericht vom 01.01.1893.

100 84/1886, Vernehmung vom 26.08.1886.

101 96/1889, Vernehmung vom 27.09.1889

„Sie war damals [...] schon stark, aber da öfters Mädchen so stark sind, ist es mir nicht aufgefallen. Es ist uns auch während ihres Aufenthaltes im Kloster zwar schon aufgefallen, daß sie immer dicker wurde, [...] Allein, daß sie in der Hoffnung sei, daran hätte ich mir gar nicht zu denken getraut.“¹⁰²

Zusammenfassend wird festgestellt, dass es einem Großteil der schwangeren Frauen offenbar gelang, ihren Dienstherrschaften gegenüber mittels verschiedenster Argumentationsstrategien eine Schwangerschaft erfolgreich zu verheimlichen.

Ärzte

Ein Viertel der Täterinnen hatten während der Schwangerschaft einen Arzt konsultiert. Bemerkenswert ist, dass in jedem Fall das Aufsuchen des Arztes von Eltern oder Verwandten angeregt wurde, nie suchte eine Schwangere auf eigenen Antrieb einen Arzt auf. Babette D. wurde von ihren Eltern zu zwei verschiedenen Ärzten geschickt. Beiden berichtete sie, dass ihre Regel ausgeblieben sei und sie den weißen Fluss habe. Jedes Mal wurde sie weder untersucht, noch gefragt, ob sie schwanger sei. Der eine Arzt sagte ihr, als sie im vierten Monat schwanger war, „das komme von der Bleichsucht, der weiße Fluss fresse den roten.“¹⁰³ Er verschrieb ihr ein Rezept über „ein Salz“, das die Mutter persönlich in der Apotheke abholte und ihrer Tochter gab.¹⁰⁴ Der andere Arzt, den Babette D. im achten Monat ihrer Schwangerschaft aufsuchte, meinte „das sei Unterleibsstörung infolge des Maschinentretens“. Immerhin fragte er, ob ihr „Leib immer so aufgetrieben sei, indem er mit der Hand in die Hüftgegend griff.“ Als Babette D. dies bejahte, verschrieb er ihr ein Abführmittel.¹⁰⁵ Da die Tante von Katharina Sch. bei ihr eine Schwangerschaft vermutete, Katharina Sch. diese aber stets leugnete, bestand die Tante darauf, von einem Arzt die Sache abklären zu lassen. Die Tante begleitete Katharina Sch. zum Arzt, als diese bereits im siebten Monat schwanger

¹⁰² 52/1895, Vernehmung vom 28.05.1895.

¹⁰³ 68/1891, Verhör vom 16.07.1891.

¹⁰⁴ 68/1891, Vernehmung der Mutter vom 28.07.1891.

¹⁰⁵ 68/1891, Verhör vom 16.07.1891.

war. Die ganze Untersuchung bestand in der Frage nach „Vorsymptomen der Schwangerschaft“. Als Katharina Sch. „sagte [...], es fehlte ihr nichts, sie habe keinen Ekel vor ein oder der anderen Speise oder Getränke, auch kein Erbrechen“ und „da sie auch gar nicht das Aussehen einer Schwangeren hatte, auch keinen auffälligen vorstehenden Leib [...], wollte [er] keine genauere Untersuchung vornehmen und meinte, wenn sich die Anhaltspunkte verstärken sollten, solle sie wieder zu [ihm] kommen.“¹⁰⁶ Auf die Frage der Tante, woher denn der dicke Leib herrühre, antwortete der Arzt „es habe nichts zu bedeuten, es sei bloß eine Freßwampe.“¹⁰⁷

Maria S., die wiederholt unter starker Übelkeit litt, ging gemeinsam mit ihrer Mutter zweimal zu einem Arzt. Sowohl Mutter als auch Tochter dachten nicht an eine Schwangerschaft, da Maria S. seit Jahren kränklich war. Beim ersten Arztbesuch, als sie im zweiten Monat schwanger war, gab Maria S. an, dass die Periode ausgeblieben sei. Der Arzt gab ihr Abführmittel und ersuchte sie, nach ein paar Wochen wieder zu kommen. Der Arzt gab zur Aussage, dass, als sie etwa fünf Wochen später zum zweiten Mal vorstellig wurde, er sie untersuchte und „an diesem Tage ihren Zustand der Schwangerschaft [...] als zweifellos erkannte. Weiter führte er aus,

„daß ich am 21. Juni der Maria S. keine Mitteilung davon gemacht habe, daß ich ihren Zustand als den der Schwangerschaft erkannt habe. Ich thue das überhaupt der Regel nach nicht, daß ich den Frauen oder Mädchen, wenn es nicht gerade die letzte Zeit ist, ihren Zustand offenbare, weil ich es für ratsamer halte aus gewissen Rücksichten und ich sage in solchen Fällen in der Regel nur, es würde sich schon wieder geben und wenn sich irgendwie andere Erscheinungen zeigten, sollten sie wieder ärztlichen Rat einholen.“¹⁰⁸

Die eingeholten ärztlichen Meinungen gaben den Schwangeren eine solide Basis für die Negierung der Schwangerschaft und machten es dem sozialen Umfeld umso leichter, an die Unschuld der Verdächtigten zu glauben.

106 14/1891, Vernehmung des Arztes vom 11.12.1890.

107 14/1891, Vernehmung des Onkels vom 05.12.1890-

108 13/1892, Vernehmung Dr. König vom 11.01.1892.

Die Geburtssituation

Von besonderem Interesse sind der konkrete Geburtszeitpunkt, die Anwesenheit bzw. Abwesenheit weiterer Personen, der genaue Geburtsablauf und der Tatort, welcher nahezu in allen Fällen mit dem Geburtsort übereinstimmte.

Bezüglich des Geburtszeitpunktes ist festzustellen, dass eine signifikant hohe Anzahl von Geburten nachts, am späten Abend oder in den frühen Morgenstunden stattfand.¹⁰⁹ Diese Geburts- und auch Tatzeitpunkte sind eine plausible Erklärung dafür, dass mit nur zwei Ausnahmen alle Frauen bei der Geburt ihres Kindes allein waren.¹¹⁰ Ein signifikantes Ergebnis kristallisierte sich auch bei der Betrachtung des Geburtsablaufs heraus. Beim weitaus größten Teil der Geburten¹¹¹ handelte es sich um eine komplikationslose Geburt, von der die Schwangeren oftmals überrascht worden waren. Die erstgebärende Josepha H. berichtete beispielsweise, dass es „nur höchstens 3 Vaterunser lang gedauert [hat], bis das Kind [...] herauskam und auf den Boden herabfiel, ohne daß [sie] hätte ziehen müssen.“¹¹² Auch Josefa, die bereits ein Kind geboren hatte, wurde von der Geburt überrascht. Sie „empfand Stuhl drang und ging deshalb auf den Abtritt“, erwartete jedoch in keinsten Weise die Geburt ihres Kindes und erst als sie bereits auf dem Abtritt saß, spürte sie, „daß das Kind komme und auf einmal thut es einen Rutscher und es war abgegangen. Es ging ungeheuer geschwind.“¹¹³

¹⁰⁹ Insgesamt 31 Geburten fanden in der Zeit zwischen 22.00 Uhr und 7.00 Uhr statt, wobei allein 22 Geburten in die Zeit zwischen 23.00 Uhr und 4.00 Uhr fielen. Lediglich eine Geburt fand vormittags gegen 9.00 Uhr statt, fünf Frauen brachten ihre Kinder nachmittags zwischen 13.30 Uhr und 16.00 Uhr zur Welt und vier Frauen gebären ihre Kinder abends zwischen 19.00 und 21.00 Uhr. Bei einem Fall konnte die genaue Zeit nicht ermittelt werden.

¹¹⁰ Kreszenz F. teilte sich die Kammer mit einer Nebenmagd, die zur Zeit der nachts stattfindenden Geburt bereits schlief und nicht aufwachte. Wäre sie aufgewacht, hätte Kreszenz F. ihr Kind sicher nicht getötet, denn die beiden waren nicht befreundet; vgl. 9/1887. Bei Augusta K. sind die Geburts- und Tatumstände aufgrund der widersprüchlichen Aussagen der beteiligten Personen nicht einwandfrei zu rekonstruieren. Sicher ist jedoch, dass während der Geburt ihr Liebhaber, bei welchem es sich jedoch nicht um den Vater des Kindes handelte, anwesend war und wenn er nicht das Kind selbst getötet hat, zumindest aber die Geburt und den Tod des Kindes geheim halten wollte; vgl. 81/1888.

¹¹¹ In 36 Fällen handelte es sich um komplikationslose Geburten, wobei in 23 Fällen ausdrücklich von einer leichten und schnellen Geburt berichtet wird. Lediglich in fünf Fällen ging die Geburt mit großen Schmerzen, Schwächeanfällen oder einer verzögerten Ablösung der Nachgeburt einher. In einem Fall sind die Geburtsumstände nicht bekannt.

¹¹² 31/1889, Verhör vom 20.03.1889.

¹¹³ 110/1886, Verhör vom 09.09.1886.

In den Fällen, in denen nicht ausdrücklich von einer leichten und schnellen Geburt berichtet wird, kann aber doch von einer solchen ausgegangen werden, da sich die Frauen nach der Geburt wie gewöhnlich verhielten. Viktoria E. etwa gebar ihr Kind auf dem Weg in die Fabrik, in der sie angestellt war, früh morgens auf einer Wiese. Nachdem sie ihr Kind in einen nahegelegenen Kanal geworfen hatte, ging sie in die Fabrik und hat dort den ganzen Tag gearbeitet.¹¹⁴ Der Dienstherr von Eva Maria S., ein Bauer gab zu Protokoll, dass er „[gemeinschaftlich] mit derselben Futter geschnitten“ habe und ihm „an derselben weder in ihrem Äußeren noch in ihrer Arbeitstätigkeit noch in ihrem Benehmen etwas aufgefallen“ sei.¹¹⁵ Maria M. wurde nach der Geburt von der Hebamme beobachtet, wie sie „ganz munter auf der Straße kehrte“¹¹⁶ und Kreszenz F. begab sich wenige Stunden nach der Geburt „in den Stall und molk die Kühe.“¹¹⁷ Dass insbesondere bei rasch eintretenden und leicht verlaufenden Geburten der Geburtsort von der Gebärenden kaum im Vorhinein bestimmt werden konnte, legen die vielen verschiedenen, zum Teil für eine Geburt denkbar ungünstigen, Tatorte nahe.¹¹⁸ Der bei weitem häufigste Tatort war die eigene bzw. mit einer anderen Person geteilte Schlafkammer der Täterin. Insgesamt vier Geburten fanden auf einem Abtritt statt. Weitere Schauplätze heimlicher Geburten waren die Küche, der Gang des Schweinestalls, ein Viehstall und ein Schuppen jeweils auf dem Anwesen der Dienstherrschaft. Katharina K. gebar ihr Kind im Bett der Dienstherrin. Diese hatte Katharina K. wohlwollend ihr eigenes Bett angeboten, „weil es in ihrer Kammer wärmer war.“¹¹⁹ Maria K. brachte ihr Kind vor dem Misthaufen auf dem elterlichen Anwesen zur Welt.¹²⁰ Eine Frau tötete ihr Kind in ihrer eigenen Mietwohnung. Drei Frauen gebaren an einem mehr oder weniger

114 27/1884, Verhör vom 04.03.1884.

115 96/1889, Vernehmung vom 27.09.1889.

116 11/1892, Vernehmung vom 15.12.1891.

117 9/1887, Verhör vom 02.10.1886.

118 Fast zwei Drittel der Kindsmorde wurden auf dem Anwesen des Dienstherrn begangen und ein Drittel bei den Eltern. Das Überwiegen der Dienstherrschaft könnte darauf hinweisen, dass das Verheimlichen einer Schwangerschaft und eine heimliche Geburt in der Fremde etwas leichter zu bewerkstelligen ist, als im Elternhaus bzw. in der Heimatgemeinde, in die die Frauen seit ihrer Geburt eingebunden waren und einer besonderen sozialen Kontrolle unterlagen.

119 20/1890, Verhör vom 16.03.1890.

120 36/1892, Verhör vom 26.04.1892.

öffentlichen Ort: am Ufer des Senkelbaches in Augsburg, auf dem Abtritt eines Bahnhofes und in einem Waldstück unweit eines Dorfes.

Begünstigende Faktoren für einen Kindsmord

Um die eingangs gestellte Frage nach den Ursachen und Motiven beantworten zu können, müssen neben der individuellen Lebenswelt der Täterinnen auch makrohistorische Bedingungen wie beispielsweise eine hohe Kindersterblichkeit und die geringe öffentliche Aufmerksamkeit, die ein Kindsmord verursachte, berücksichtigt werden. Auf dieser Grundlage lassen sich vier Faktoren isolieren, die einen Kindsmord zwar nicht vorhersehbar machten, aber doch in einem hohen Masse begünstigten.

a) Stellenwert eines Kindes in der Gesellschaft

Kindsmorden wurde in der Presse nur sehr wenig Raum gegeben, während beispielsweise einem sehr verbreiteten Delikt, dem sogenannten „Milchpanschen“, wesentlich mehr Zeilen eingeräumt wurden. Morde an Erwachsenen wurden sehr ausführlich und über mehrere Ausgaben hindurch behandelt.¹²¹ Dass dem Tod von Kindern in der Tagespresse keine große Beachtung geschenkt wurde, spiegelt die Stellung von Kindern in weiten Teilen der damaligen Gesellschaft wider. Aufgrund der hohen Kindersterblichkeit¹²² mussten Eltern immer darauf gefasst sein, dass das Kind nur kurze Zeit lebte. Insbesondere in ländlichen Gebieten waren Kinder immer auch eine Belastung im wirtschaftlichen Überlebenskampf und Mutterliebe war für die Frauen „zwar nichts Unmögliches, aber nicht in der Zwangsläufigkeit und Unbedingtheit vorhanden, wie sie das Bürgertum postulierte und sich leisten konnte.“¹²³

121 Vgl. Dreier, Peter: Kindsmord im Deutschen Reich. Unter besonderer Berücksichtigung Bayerns im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert, Marburg 2006, S. 44.

122 Vgl. Königliches Statistisches Bureau: Statistisches Jahrbuch für das Königreich Bayern, 1895, S. 239. Zwischen 1884 und 1893 starben in Bayern ca. 28 % aller Geborenen noch innerhalb des 1. Lebensjahres. Von allen unehelichen Kindern starben 35 % innerhalb eines Jahres, bei den ehelichen Kindern lag der Anteil bei 26 %.

123 Hochstrasser: Die Kindsmörderin, 1992, S. 91.

b) Keine Aussicht auf eine Legitimierung des Kindes

Mehr als ein Drittel aller Frauen hatte bereits zwischen ein und vier Kinder geboren, von denen insgesamt noch 19 am Leben waren.¹²⁴ Bereits vorhandene Kinder verringerten die Heiratschancen insbesondere bei Frauen ohne nennenswertes Vermögen, da sie die Höhe der Mitgift schmälerten. Beim Großteil der Täterinnen bestand jedoch von Anfang an keinerlei Aussicht auf eine zukünftige Legitimierung des zu erwartenden Kindes, unabhängig davon, ob bereits ein Kind vorhanden war oder nicht. Obwohl dieser Umstand von keiner einzigen Täterin vor Gericht als Motiv angeführt wurde, erscheint die Aussichtslosigkeit einer Ehe und der damit verbundene Ehrverlust, der wiederum die Chancen, einen anderen Kandidaten heiraten zu können, erheblich minderte, aus objektiver Sicht als der nachvollziehbarste Beweggrund.¹²⁵

c) Erfolgreiche Verheimlichung der Schwangerschaft

Auf der einen Seite wurden erste Vermutungen über eine etwaige Schwangerschaft fast ausnahmslos von Außenstehenden angestellt und avancierten schließlich zum Dorfgerede. Auf der anderen Seite begannen aber gerade diejenigen Personen, die den engsten Kontakt mit der Kindsmutter hatten, der Kindsvater, die Eltern und die Dienstherrschaft, erst als sie von diesen Gerüchten hörten, nachzufragen und ließen sich offensichtlich gutgläubig von der Schwangeren täuschen. Diese widersprüchliche Sachlage legt die Vermutung nahe, dass nicht nur die Schwangeren selbst, sondern auch deren familiäres und berufliches Umfeld die Augen bereitwillig vor der Realität verschlossen haben.

124 Drei Kinder waren jeweils im Alter von nur wenigen Tagen nach der Geburt gestorben, wobei die Todesursache nur bei einem Kind bekannt ist (Diphtherie). Eine Frau hatte ihr Kind unmittelbar nach der Geburt getötet und hatte deswegen schon fünf Jahre im Zuchthaus verbracht. Von den 19 noch lebenden Kindern wurden lediglich zwei von der Mutter selbst aufgezogen, drei Kinder waren in einer nicht näher bezeichneten „Anstalt“ untergebracht (vermutlich handelte es sich dabei um eines der beiden damals in Augsburg bestehenden Waisenhäuser) und 14 Kinder befanden sich in Pflegefamilien. Die Hälfte davon wurde zu fremden Personen gegeben, vier lebten bei den Eltern der Kindsmutter, eines bei den Eltern des Kindsvaters, eines bei einer verheirateten Schwester der Kindsmutter und eines wurde im Haushalt des Dienstherrn aufgezogen.

125 Das am häufigsten genannte Motiv war Angst vor den Eltern, wesentlich seltener wurde Angst vor Kündigung des Dienstverhältnisses angegeben. Auch die Angst, das Kind aus finanziellen Gründen nicht versorgen zu können, kam nur wenige Male zur Sprache. Dagegen gaben etwa ein Viertel der Täterinnen an, von der Geburt überrascht worden zu sein und in der Aufregung nicht mehr gewusst zu haben, was sie taten.

Ob nun die Kindsväter, Eltern und Dienstherrschaften im Einzelfall tatsächlich daran glaubten, dass keine Schwangerschaft vorlag oder ob sie nur den Anschein machten, kann nicht zweifelsfrei geklärt werden. Eventuell haben sie sich nicht zu sehr damit befasst, da uneheliche Schwangerschaften so häufig waren und mit einem Kindsmord kaum gerechnet werden musste. Entscheidend jedoch ist, dass viele schwangeren Frauen aufgrund der Reaktionen ihres sozialen Umfeldes wirklich davon überzeugt waren, ihre Schwangerschaft erfolgreich verheimlicht zu haben. Auf diese Weise wurde die Illusion vom Nicht-Schwanger-Sein kontinuierlich aufrechterhalten, wie die Aussage der Kindsmörderin Viktoria E. belegt:

„In der Überzeugung, daß dieselben [ihre Eltern und Angehörigen] wirklich nicht an ihre Schwangerschaft glaubten, habe sie als es zur Entbindung kam, unmittelbar nach derselben das von ihr geborene Kind aus dem Weg geräumt, da sie geglaubt habe, daß dann alles vorbei wäre und niemand etwas von ihrer Entbindung erfahren würde.“¹²⁶

d) Günstige Geburtsumstände

Ein Kindsmord wurde wohl nur in Ausnahmefällen nach einem durchdachten Ablaufschema verübt. Für diese Annahme spricht der oft irrationale Umgang mit der Kindsleiche, welche meist innerhalb kürzester Zeit in unmittelbarer Nähe der Kindsmutter aufgefunden wurde. Selbst wenn eine Frau konkrete Pläne zur Tötung des Neugeborenen und Beseitigung der Kindsleiche gehabt hätte – was verständlicherweise in keinem einzigen Fall zu Protokoll gegeben wurde – wären diese mit extrem großen Unsicherheitsfaktoren behaftet gewesen. Denn eine werdende Mutter kann kaum den konkreten Zeitpunkt noch die genauen Umstände der Geburt ihres Kindes vorhersagen. Eine Kumulation bestimmter günstiger Voraussetzungen – eine überraschende komplikationslose Geburt zu einer Zeit und an einem Ort, welche die Anwesenheit anderer Personen unwahrscheinlich machte – erhöhte jedoch die Wahrscheinlichkeit eines Kindsmordes. Dabei konnte es sowohl zu einer vorsätzlichen Tat kommen, wenn eine Frau die günstige Gelegenheit zur Beseitigung ihres Kindes nutzte, als auch zu einer Kurzschlussreaktion, wenn die

126 31/1894, Gendarmeriebericht vom 28.03.1894.

frischgebackene Mutter mit der Situation allein überfordert war und deshalb tötete. Der nachfolgend dargestellte Fall legt den Schluss nahe, dass die entscheidende Bedeutung der konkreten Geburtssituation nicht hoch genug eingeschätzt werden kann. Obwohl alle oben aufgeführten Faktoren zutrafen, kam es trotzdem nicht zum Kindsmord, weil die Gelegenheit nicht günstig war. Eine Magd erinnerte sich an den folgenden Vorfall:

„Gegen Ende März 1886 an einem Samstag Nachmittag waren ich und die H. auf einer Wiese des Heiden mit Dungausbreiten beschäftigt [...]. Schon beim Hinausgehen zeigte sich die H. sehr matt und konnte kaum mir folgen und gab auf Befragen an, daß sie sich krank fühle. Da dortselbst in der Nähe ein Feldhäuschen stand, worin sich die auf dem Felde arbeitenden bei eintretendem Unwetter zum Schutze unterstellen pflegen und in welchem sich lediglich eine Holzbank zum Niedersetzen befand und da die H. sich doch unfähig erklärte, irgendetwas zu arbeiten, sagte ich selbst zu ihr, sie solle sich einstweilen in dieses Feldhäuschen setzen, bis ich meine Arbeit verrichtet hätte. Als ich nach etwa einer halben Stunde nach der H. mich umsah, traf ich dieselbe noch in dem Feldhäuschen auf der Bank sitzend und sah sie sehr bleich und angegriffen aus. Ich fragte sie, ob sie mit nach Hause gehen könne, was sie bejahte. Ich hatte zu dieser Zeit immer noch nicht Verdacht, daß dieselbe inzwischen niedergekommen sein könnte. Auf einmal vernahm ich aber das Schreien eines Kindes, welches unter der Bank auf Streu lag und zwar unter den Füßen der H., sodaß ich solches nicht gleich hatte bemerken könne. Nun mußte natürlich die H. zugestehen, daß sie in der Zwischenzeit ein Kind geboren hatte und schleuderte es mit einem Fuß unter der Bank vor, wobei sie demselben einen ziemlich derben Stoß versetzte, jedoch so, daß das Kind auf dem Rücken liegen geblieben war. [...] Bei dem oben geschilderten Verhalten der H., bei ihrer Verläugnung der Schwangerschaft bis zum letzten Augenblick und ihr Ersuchen an mich selbst nach der Geburt des Kindes, solches zu verheimlichen, muß ich allerdings die Absicht der H. annehmen, das Kind beiseite zu schaffen und dürfte dies nur durch meine und der Bauer Dazwischenkunft vereitelt worden sein.“¹²⁷

127 26/1890, Vernehmung vom 05.04.1890.

Abschließend kann festgehalten werden, dass ein Kindsmord nie lediglich als die bedauerliche Tat einer Mutter verstanden werden darf, die nur aus subjektiven Motiven heraus ihr Kind getötet hat. In einem Kindsmorddrama tritt zwar die Täterin als Hauptperson auf, es spielen aber noch weitere Protagonisten wie der Kindsvater, Eltern und Dienstherrn sowie Ärzte bedeutsame Rollen. Die Tat findet vor der Kulisse bestimmter gesellschaftlicher und individueller Bedingungen sowie im Rahmen einer spezifischen Geburtsszenerie statt. Bei einem Kindsmord handelt es sich demzufolge immer um das Ergebnis eines unglückseligen Zusammenwirkens mehrerer verschiedener Faktoren.

Theresia Sulzer Dipl. Pädagogin, studiert Europäische Ethnologie/Volkskunde, Alte Geschichte und Bayerische und Schwäbische Landesgeschichte an der Universität Augsburg. Der vorliegende Artikel entstand im Rahmen ihrer Magisterarbeit im Fach Europäische Ethnologie/Volkskunde.

Kindes Werk und Teufels Beitrag

Kinderhexenprozesse in der Reichsstadt Augsburg

von Constanze Loder

„Die Kinderhexenprozesse waren keine zufälligen Randerscheinungen der Erwachsenenprozesse [...]. Zweifelsohne partizipierten die Kinderhexen am allgemeinen Hexenglauben; aber sie gaben seinen Inhalten, Bildern und Funktionen neue Konturen. Denunziationen und Hexenphantasien spiegelten Schicksal, Alltagserfahrungen, Beziehungen der Kinder wider.“¹

Was mochte in einem Kind vorgehen, das sich vor rund einem halben Jahrtausend selbst der Hexerei bezichtigte? Darüber kann nur spekuliert werden, denn die Kinderköpfe, in denen die von Hartwig Weber angedeuteten „Schicksale“ und „Alltagserfahrungen“ verarbeitet wurden, blieben und bleiben der Erwachsenenwelt verschlossen. Und die schriftlichen Quellen zu Kinderhexenprozessen liefern lediglich Anhaltspunkte. Im Vergleich zu den Hexenprozessen gegen Erwachsene stellen solche, in denen Kinder sich selbst und andere der Hexerei anklagen, ein ungleich komplexeres Phänomen dar.

Da im 17. Jahrhundert keine Differenzierung zwischen „Kindern“ und „Jugendlichen“ geläufig war, werden in diesem Beitrag zu Augsburger Fällen² alle diejenigen Prozesse als Kinderhexenprozesse bezeichnet, in die Mädchen und Jungen verwickelt waren, die zum Auftakt der juristischen Auseinandersetzungen das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten. Da Kinder aus unterschiedlichen Gründen und Motiven in Hexenprozesse involviert sein konnten, weist ihnen Wolfgang Behringer in den Konflikten eine doppelte Rolle zu:

¹ Weber 2000, S. 13.

² Vgl. Magisterarbeit Loder 2012.

„Sie konnten entweder selbst der Hexerei beschuldigt werden, indem sie in laufende Verfolgungen verwickelt wurden. Dies war [...] die ältere Variante. Oder sie konnten Hexenprozesse aktiv auslösen, indem sie sich selbst als Hexen bezichtigten und andere dadurch belasteten, daß sie erzählten, diesen und jenen hätten sie auf dem Hexentanz gesehen, oder hätten Anleitung zur Zauberei und Hexerei gegeben.“³

Bis 1580 traten Kinder bei der grassierenden Hexenverfolgung in Europa noch kaum in Erscheinung. Im Allgemeinen stellten Frauen mit 70 bis 80 Prozent den Hauptteil der Opfer. Anfänglich traf es vor allem ältere und ärmere Frauen, was sich jedoch alsbald änderte. Selbst angesehene Bürger, Männer und eben auch Kinder waren vor dem Verdacht der Hexerei nicht mehr gefeit. Dabei brachte die große Trierer Hexenverfolgung von 1585 die maßgebliche Wende: Kinder wurden beschuldigt, am Hexensabbat teilgenommen zu haben, bezichtigten andere und sogar sich selbst der Zauberei. Viele Erwachsene landeten nach der Denunziation durch „besessene“ Kinder auf dem Scheiterhaufen.⁴ Als Reaktion darauf veröffentlichte Bischof Peter Binsfeld 1590 erstmals ein Traktat zur Behandlung von Kinderhexen, in dem er die „leichte Tortur“ von Minderjährigen für zulässig erklärte.⁵ Damit wurde de facto die Erlaubnis zur Folteranwendung bei Kindern gegeben. Da die Hinrichtung auch Skepsis evozierte, behalf man sich in einigen Fällen mit deren Inhaftierung bis zur Volljährigkeit und vollstreckte erst dann das Todesurteil.⁶ Jedoch sind nicht wenige Fälle belegt, in denen selbst Kinder hingerichtet wurden. Auch in den Augsburger Kinderhexenprozessen wurden eine Minderjährige und ein knapp 18-Jähriger mit dem Tod bestraft, namentlich die 17-jährige Barbara Frölin im Jahr 1654 und 1680 der 18-jährige Veit Karg, der zum Zeitpunkt seiner Verhaftung noch 17 Jahre alt war.⁷ Zwei weitere Kinder starben aufgrund der Haftbedingungen oder fanatisch motivierter Handlungen vonseiten der Eltern und Geistlichen.

³ Behringer 1989, S. 32.

⁴ Vgl. Weber 2000, S. 201.

⁵ Binsfeld: Tractat von Bekantnuß der Zauberer und Hexen, 1590; vgl. Behringer 1989, S. 32-35.

⁶ Vgl. Behringer 1989, S. 37f.; Rau 2006, S. 80.

⁷ Vgl. Schmucker 2006, S. 67.

Ab 1630 ging die Zahl der Hexenprozesse zwar allgemein zurück, nicht jedoch die der Kinderprozesse. Diese bildeten schließlich ab dem späten 17. Jahrhundert den Hauptteil der Verfolgungen.⁸ Waren sie anfangs eher als Prozessauslöser beteiligt, so wurden Kinder nun immer mehr zu Opfern des grassierenden Hexenwahns. In der letzten großen Hexenjagd Süddeutschlands um das Jahr 1680 machten erwachsene Frauen, die eigentlich klassischen Opfer der Verfolgungen, nur noch 30 Prozent der Opfer aus.⁹

Wolfgang Behringer klassifiziert drei Typen von Kinderhexen, die sich ab den 1580er Jahren herausbildeten. Die erste Gruppe waren Anstaltszöglinge, also Kinder aus Waisenhäusern oder Internaten. Gewisse „gruppenspezifische Prozesse der Anstaltsituation“,¹⁰ so Kurt Rau in seiner Studie zu den Augsburger Kinderhexenprozessen, waren offensichtlich der Katalysator für derartige Beschuldigungen – Konflikte, die sich so oder so ähnlich auch in Spitälern oder Klöstern vollzogen. Selbst außerhalb geschlossener Einrichtungen durfte die Gruppendynamik nicht unterschätzt werden, wie später am Fall der „gottlosen Augsburger Kinder“ zu sehen sein wird. Die zweite Gruppe stellten „besessene“ Kinder dar, die andere Personen für ihren Zustand verantwortlich machten. Die bereits genannten Trierer Hexenverfolgungen liefern hierfür ein gutes Beispiel. Eine dritte Möglichkeit war die freiwillige Selbstbezeichnung. Die Aussagen von Kindern nahm man in der Frühen Neuzeit durchaus ernst – anders als noch im Mittelalter. Vor allem die Beschuldigung gegen sich selbst galt als äußerst glaubwürdig.¹¹ Bei dieser Einteilung durch Behringer handelt es sich um eine idealtypische Klassifizierung – häufig verschmolzen die verschiedenen Typen miteinander. Von Kindern ausgelöste Hexenprozesse gab es unter anderem im württembergischen Calw 1685, in Mora (Nordschweden) 1668/69 und in Salem (Massachusetts, USA) 1692/93. In allen drei Fällen waren es Kinder, bzw. Heranwachsende, die durch ihre Anschuldigungen gegen Bekannte und Verwandte eine Prozesswelle in Gang setzten. In der wahrscheinlich größten Verfolgungswelle Europas von 1626 bis 1630 fielen in Würzburg und Bamberg

⁸ Vgl. Behringer 1989, S. 39.

⁹ Vgl. Rau, 2006, S. 80.

¹⁰ Ebd. S. 36.

¹¹ Vgl. ebd. S. 36f.

sogar sieben bis zehn Jahre alte Kinder den Hinrichtungen zum Opfer.¹² Der Augsburger Pfarrer Theophil Gottlieb Spizel wandte sich 1687 in seinem Aufruf „Die gebrochne Macht der Finsternüß“ gegen Kinderhexen und deren Eltern, die mitverantwortlich am Verderben ihrer Zöglinge seien. Er forderte eine strenge christliche Erziehung, um diesem Unheil ein Ende zu setzen.¹³ Oft wurde zudem von einer Vererbbarkeit der Hexenkunst ausgegangen, wodurch Kinder von Hexen schneller in Verdacht gerieten, mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Auch in Augsburg gab es einige aufsehenerregende Kinderhexenprozesse, in die an dieser Stelle ein kurzer Einblick gegeben werden soll.

Unzucht und Diebstahl: Das wilde Treiben der Augsburger Hexenkinder

Die ersten sieben Kinderhexenprozesse in Augsburg ereigneten sich zwischen 1625 und 1690. Es handelte sich um Maria Braun (11 Jahre), Euphrosina Schweler (9), Barbara Frölin (16), Johann Matthäus Lutzenberger (14), Veit Karg (17), Caspar Meyr (9) und Jakob Schmidt (16). Zwei von ihnen wurden hingerichtet: Veit Karg und Barbara Frölin. Nach einer Periode relativer Ruhe ab 1690 entzündete sich ab 1723 erneut ein großer Prozess, der bis 1730 geführt werden sollte – der Fall der „gottlosen Augsburger Kinder“. In diesem wurden rund 30 Jungen und Mädchen im Alter von sieben bis siebzehn Jahren der Hexerei beschuldigt und aufgrund von Selbstbezeichnungen sowie gegenseitigen Schuldzuweisungen angeklagt. Einige Fälle sollen im Folgenden näher erläutert werden.

Die elfjährige Maria Braun hatte im Mai 1625 zunächst ihre Base und schließlich ihre eigene Mutter, Dorothea Braun, beschuldigt, sie ins Hexenwerk eingelernt zu haben. Auslöser der Auseinandersetzung war offenbar gestohlenen Geld, das der Vater Paulus bei Maria gefunden hatte. Das Mädchen sagte unter anderem aus, es sei mit seiner Mutter nachts auf einer Gabel, sowie auf Katzen und einmal auf einem Bock zum Hexentanz ausgefahren. Den Bock habe

¹²Vgl. Weber 1996, S. 15ff.

¹³Vgl. Rau 2006, S. 88-92.

Maria danach „aller orthen, hinden und vornen, mießen küßn, hab gar übel gestunckhen“.¹⁴ Bei ihren Ausritten zum Hochgericht hätte sie einmal einer Hochzeit beigewohnt, wo sie reichlich zu Essen und zu Trinken bekommen hätte. Auch einen Buhlen namens „HannsHundsCäsperle“¹⁵ habe sie erhalten, mit schwarzem Gesicht und Beinen wie Geißfüße, mit dem sie nach eigenen Aussagen auf dem Hexensabbat tanzte und Unzucht trieb. Um ihre Aussagen hinsichtlich der Teufelsbuhlschaft zu überprüfen, wurde Maria am 12. Juni von zwei Hebammen auf ihre Jungfräulichkeit untersucht, die schließlich als einwandfrei bestätigt wurde. Allerdings habe sich das Mädchen bei der Untersuchung so verhalten, dass die zwei Frauen sie als böses, unverschämtes und geschwätziges Mädchen bezeichneten.¹⁶ Auch der Eisenmeister¹⁷ nannte die 11-Jährige ein gottloses Kind, unter dem die Eltern sehr zu leiden hätten. Trotz der Skepsis der Verhörführenden gegenüber Maria¹⁸ und der Unauffindbarkeit eines Teufelsmals an Dorotheas Körper blieb die Mutter weiter in Gewahrsam, da seit ihrer Inhaftierung nachts verdächtiges lautes Gepolter im Gebäude zu vernehmen war und auch sonst angeblich allerhand Merkwürdiges vor sich ging. Der Eisenmeister hatte dem Bürgermeister gemeldet, seit sich Dorothea im Gewölbe befinde würden überall Haarbüschel herumfliegen und Maria rufe nachts nach ihrem Buhlteufel, mit den Worten „Cäsperle, bistus, bistus [...]“.¹⁹

Als weiteres Indiz für die Schuld der Mutter wurde die Tatsache angesehen, dass sie während all der Befragungen keine einzige Träne vergossen hatte, denn Hexen konnten bekanntlich nicht weinen. Maria behauptete währenddessen, dass ihr der Teufel immer wieder in ihrer Zelle erscheine und sie einfach nicht in Ruhe lasse. Nach mehrere Monate andauernden Verhören, in denen

¹⁴ StAA, RSt, Strafamt, Urg. Braun 1625, Verhör vom 30. Mai 1625/S. 136.

¹⁵ Ebd. S. 134.

¹⁶ Vgl. ebd. Bericht vom 12. Juni/S. 119.

¹⁷ Der Gefängnisaufseher wurde damals „Eisenmeister“ genannt.

¹⁸ Wie eine Randnotiz zeigt, kam während der Verhöre der Verdacht auf, Maria würde den Verhörführenden lediglich nach dem Mund reden: „es scheint halt schier das sy alles was man ir vorsagt, bestetige und affirmiere. wan man sy aber nichts specialiter fragt, wais sy halt schier nichts zu sagen.“ (Ebd. Verhör vom 30. Mai 1625/S. 138.)

¹⁹ Ebd. Bericht vom 26. Juni/S. 103.

schließlich mittels Folter ein Geständnis erpresst worden war,²⁰ wurde Dorothea hingerichtet. Maria wurde aufgrund inständiger Bitten ihres Vaters einige Monate später entlassen. Sie blieb bis zum Schluss und selbst über den Tod der Mutter hinaus bei ihren Anschuldigungen.²¹

In den anderen Fällen handelte es sich um die angebliche Verhexung eines besessenen Mädchens, wobei die 16-jährige Barbara Frölin der Mittäterschaft beschuldigt wurde. Oder es ging um Teufelsverführung mit zum Teil zusätzlich begangenen Untaten wie im Falle von Veit Karg (Diebstahl, Brandstiftung, Verbreitung von Lügen etc.) oder Caspar Meyr (Brandstiftung). Barbara Frölin war gemeinsam mit der älteren Anna Schäffler zur Pflege der 17-jährigen Maria Pihler bestellt worden. Diese befand sich in sehr schlechter körperlicher Verfassung und zeigte Merkmale von Depression sowie Epilepsie. Nach einigen misslungenen Exorzismusversuchen verstarb die junge Frau, was der Priester schließlich Barbara und Frau Schäffler zur Last legte. In den darauffolgenden Verhören gestand die 16-jährige, dass sie in das abscheuliche Laster der Hexerei geraten war und sich Satan verschrieben habe, Gott und alle Heiligen verleugnete und Unzucht mit dem Teufel, also „die abscheuliche Sodomiam begangen“²² habe. Zudem sei sie mit Maria und Anna Schäffler zum Hexentanz ausgefahren. Barbara beschuldigte die alte Frau, Maria vergiftet und durch einen Sturz vom Schürhaken während der Ausfahrt ihren Tod verursacht zu haben.²³ Beide Frauen wurden im April 1654 hingerichtet.

Der ehemalige Student Veit Karg hatte sich ebenfalls selbst des Teufelsbündnisses beschuldigt. Außerdem machte er durch seinen kriminellen, rebellischen Lebenswandel und den steten Verkehr mit Prostituierten auf sich aufmerksam. Er gab an, bereits zu seiner Studentenzeit Geld von einem gewissen „Käspeler“ erhalten, sich danach dem Teufel verschrieben und mit ihm Unzucht getrieben

20 Dorothea gab schließlich an, ihre elende Lebenssituation habe sie dem Teufel in die Arme getrieben: „[...] ubel essen, ubel trünken, ubel hausen, und daß sie nicht zue leben gehabt, habe sie darzue gebracht [...]“ (Ebd. Verhör vom 18. August/S. 39).

21 In der Sekundärliteratur wird der Fall bei Rau 2006 und Roeck 1991 ausführlich beschrieben.

22 StAA, RSt, Strafamt Nr. 107, S. 3.

23 Frau Schäffler habe das kranke Mädchen „durch Mittel eines von ihm empfangenen schwarzen vergifteten Kügeleins unnd gebrauchten Zauberey, so sie der Besessnen in ihren gekochten Suppen heimlich beygebracht und eingenötet, [...]“ vergiftet (Warhaffter Summarisch 1654, S. 1). So sei Maria durch die vergiftete Suppe „wie auch den bey der andern Außfahrt von dem Schürhagge herunter zugerichten schwären Fahl, zu dem Todt befördert“ (Ebd. S. 3) worden.

zu haben. Der Satan sei ihm in verschiedenen Gestalten erschienen, unter anderem als Jungfrau, Katze oder Student, hätte ihm Geld gegeben und ihn zu Brandstiftung, Verbreitung von Zwietracht und sogar zum Mord angestiftet.²⁴ Der junge Mann hatte bereits einen Gefängnisaufenthalt aufgrund von Diebstahl in Sandersdorf hinter sich. Dort habe ihm der Teufel bei der Flucht geholfen: „seye zu Sandersdorf ingeleget, vom Bösen Feindt verführt, habe ihme der Böse Feindt die Dach Thür aufgemacht, dz er herausschlirffen khennen [...]“.²⁵ Veit hatte laut eigener Aussage des Öfteren Mordgedanken und verbreitete Lügen, nur um anderen damit zu schaden. Zum Verhängnis wurde ihm außerdem eine Geschwulst im Genitalbereich, die für die Verhörenden als Beweis seiner Teufelsbuhlschaft angesehen wurde.²⁶ Auch Veit Karg wurde gefoltert und schließlich vier Monate nach seiner Inhaftierung hingerichtet.²⁷

Im großen Augsburger Kinderhexenprozess von 1723 bis 1730 wurden etwa 30 Kinder strafrechtlich verfolgt. Den Auftakt lieferten die besorgten Aussagen zweier Männer, die den neunjährigen David Kopf und seine Geschwister als vom Teufel verführte Kinder bezeichneten.²⁸ In der Folgezeit häuften sich die Anzeigen sowohl von Eltern als auch Kindern. Diese gingen offenbar allesamt auf dieselbe Schule und standen in mehr oder weniger engem Kontakt – sie bildeten in jedem Fall ein Beziehungsgeflecht. Ihre Aussagen ähnelten einander, wobei dieselben Motive auftauchten, was den Verdacht einer

²⁴ Er hat „vilmahlen ihme fürgenommen und bey sich beschlossen gehabt, [allerhand Leüth] zu tödten, und umbs leben zu bringen, wan er nur Instrumenta gehabt hette.“ (StAA, RSt, Strafamt, Urg. Karg 1680, Verhör vom 31. Mai 1680, Frage 32) und „ihme der Bese Feindt auch außtrücklich anbefolhen, feür anzulegen, und die Leüth umbzubringen.“ (Ebd. Verhör vom 29. August, Frage 23); vgl. Notiz vom 29. Mai 1680; Verhör vom 31. Mai 1680, Frage 16, 17, 21, 23.

²⁵ Ebd. Frage 4.

²⁶ Vgl. ebd. Verhör vom 22. August, Frage 23, 24. In Wahrheit war die Geschwulst wohl eher die Folge einer Verletzung oder einer Geschlechtskrankheit, die er sich durch seinen regen Verkehr mit Prostituierten zugezogen hatte (Vgl. ebd. Verhör vom 29. August 1680, Frage 12).

²⁷ „[...] weilen er [...] schon in dem 14. Jahr seines alters [...] mit dem besen Feindt sich in Verbindung eingelassen und [...] zwey zimblich nambhafte angriff und Diebstäl [...] begangen [...] aus genad mit dem Schwerdt und bluetiger Handt vom Leben zum Todt hingerichtet werden solle [...]“ (Ebd. Strafamt Nr. 107, S. 488f.).

²⁸ Sie beschuldigten David, „daß er sich dem Satan verschriben, die Hexentätze besuche, den Leuthen zu schaden getrachtet, und andere Kinder verführt, von ihm Kopff aber andere Kinder, und von disen successive noch mehrere, und dann von einigen Eltern, ihre eigenen Kinder, von vilen derselben auch eine erwachsene Weibsperson, namhens Catharina Ruefin, [...], daß sie sich dem Satan verschriben, die Hexentätze besuchen, daselbst Gott, und alle Heylige verlaugnen und lästern, mit einander u. mit dem Satan Unzucht treiben, auch anderen Leuthen zauberischer weise [...] wirklich geschadet haben.“ (Acta. Die in p^o veneficii denuncierte und custodierte Kinder betr., Brief des Bürgermeisters und katholischen Rates, 30. Januar 1723, S. 1f.).

vorherigen Absprache nahelegt.²⁹ Vor allem durch ihr „unzüchtiges Treiben“ machten sie auf sich aufmerksam, dieses setzten sie auch in Gewahrsam fort. Offensichtlich nahmen die Jungen und Mädchen untereinander immer wieder hetero- und homosexuelle Handlungen vor.³⁰ Beschuldigt wurden sie des Schadenzaubers, meist mittels eines gewissen Teufelpulvers, sowie der Teilnahme am Hexensabbat, der Unzucht und der Verleugnung Gottes, sowohl vor als auch während ihrer Haftzeit. Als Beweis lieferte ein Elternpaar Pakete mysteriösen Inhalts, darunter Gegenstände, die ihre Kinder zum Zwecke der „Verkrümmung“³¹ in ihrem Bett ausgestreut hätten: „[...] den Teufelszahn in der Form eines halben Menschengebisses, Glasscherben, [...], schwarz und gelbes Pulver [...]“.³² Ratskonsulent Christian F. Weng, der den gesamten Prozess dokumentierte, zeigte sich hier jedoch skeptisch – wie immer wieder angesichts der Aussagen von Eltern und Kindern.³³ Oft war die Rede von einer gewissen Näherin, der „krummen Cäther“, wie sie häufig genannt wurde, die die Kinder angeblich zur Hexerei verführt habe. Da die Aussagen der Kinder nicht belegbar schienen, sich zum Teil widersprachen und auch die Näherin nicht für schuldig befunden werden konnte, wurden keine schärferen Urteile gesprochen. Selbst die Eltern widersprachen sich zum Teil oder widerriefen später ihre Aussagen. Es stellte sich zudem bereits 1723 heraus, dass viele der Hexenkinder von Eltern oder Geistlichen eingeschüchtert und zum Geständnis gezwungen worden waren.³⁴ Schließlich wurden die Kinder unter Auflagen entlassen: Die Eltern sollten ihre Kinder „fleißig in die Kinder- und Christen-Lehren schicken, und Obsicht haben, daß sie nicht neben hin gehen“, ihnen „keine allzu unmäßigen Liebkosungen und Zärtlichkeiten in Speiß, Trank und Kleidung erweisen“ und sie „vom Gaßen-Lauffen und Müßiggehen

29 Oft war die Rede davon, sie könnten „Mäuse machen“, würden miteinander und mit dem Teufel Unzucht treiben, hätten sich zur Verschreibung in den Finger oder ein anderes Körperteil gestochen und mit dem Blut ihren Namen auf einen Zettel geschrieben, seien auf Tänze ausgefahren etc.

30 Vier Jungen gaben an, „dass sie an sich und einander unzüchtig gemolken und [...] an einander gedruckt, wie die Hund, wann sie läuffig sind.“ (Weng, S. 176f.).

31 „Verkrümmen“ ist ein häufig auftauchender Begriff im Sinne von ‚jemandem Krankheit und/oder Schmerzen zufügen‘.

32 Ebd. S. 72.

33 Weng befand sowohl den Inhalt der Pakete als auch den der Betten für „nichts verdächtiges, sondern nur Stroh und Flecklein und sonst solcherley Unsauberkeiten, [...] welche in jedem schlechten Bettzeug armer Leute, die ihre Sachen nicht allezeit [...] reinlich halten, können gefunden werden.“ (Ebd. S. 108).

34 Vgl. ebd. S. 62f.

ab- und zur Arbeit anhalten“.³⁵ Aufgrund von Beweismangel, Widersprüchen und des jungen Alters wurde lediglich „Züchtigung mit Ruthen, und bey den älteren durch eine Zuchthauß-Straff“³⁶ angeordnet, wobei die Strafen je nach Alter und Schweregrad des Verhaltens variierten.

Milieus und Kindheit der Augsburger Hexenkinder

Zwei der Kinder, Maria Braun und Caspar Meyr, stammten aus der Fuggerei. Diese im Jahr 1516 von Jakob Fugger gegründete Wohnsiedlung nahm Bürger - vor allem Familien - auf, die sich in wirtschaftlicher Not befanden oder unverschuldet verarmt waren. Dennoch gab es unter den Fuggereibewohnern große Unterschiede. Einige wurden als „ziemlich vermögend“ bezeichnet, wohingegen 22 Haushalte als „arm“ bis „sehr arm“ eingestuft wurden.³⁷

Maria Braun lebte in einem sehr armen Haushalt. Die Familie hatte wenig zu essen und hauste in einem elenden Zustand, was die Mutter oft zu Flüchen, Schimpftiraden und Schlägen verleitete.³⁸ Von Caspar Meyr ist bekannt, dass er in der Fuggerei geboren wurde, die genauere Wohnsituation ist jedoch unbekannt. Er zog offenbar mindestens zweimal um, bevor er in dem Haushalt in Oberhausen landete, wo er dann zum Zeitpunkt seiner Anklage mit seinem Vater lebte.³⁹ Einige andere Kinder hatten bereits in jungen Jahren eine Lehrstelle angenommen oder arbeiteten außerhalb ihres Elternhauses, was zeigt, dass sie ebenfalls aus finanziell schwachen Familien stammten. Johann Lutzenberger war Kaminkehrerlehrling. Dies war seine zweite Lehrstelle; zuvor hatte er bei einem Bortenmacher gelernt, wurde jedoch nach drei Jahren entlassen. Sein Vater war bereits verstorben; die Mutter hatte erneut geheiratet.⁴⁰ Mehrere Kinder wuchsen offenbar bei Stiefeltern oder

35 Ebd. S. 10.

36 Ebd.

37 Vgl. Ropertz 1976, S. 220-225, 234-238.

38 „Ihr mann [...] habe gesagt, er könne sie nimmer ernöhren, der Teüfel erhöere sie, da habe sie sich drüber erzürnet, und geflucht, Ey, so gebe uns gleich Tausent Teüffel [...] zuefressen.“ (StAA, RSt, Strafamt, Urg. Braun, Verhör vom 28. Juli 1625/S. 27). Der Eisenmeister sagte aus, „die Mueter habe ihm erzelt, dz sie es [...] geschlagen habe, aber dz mädle habs nit empfunden, sich auch nicht darüber gerürt. Sie hab einmal ihr bei 20. straih geben, darvon ihr entlich die hand wehe getahn [...]“ (Ebd. Verhör vom 28. Mai 1625/S. 149).

39 Vgl. ebd. Strafamt Nr. 107, S. 541, 548.

40 Vgl. ebd. Urg. Lutzenberger, Verhör vom 9. Februar 1661.

zumindest mit einem nicht-leiblichen Elternteil auf. Jakob Schmidt lebte bis zum Beginn seiner Lehre im Waisenhaus.

In den Fällen der ersten sieben Kinderprozesse handelte es sich bis auf Veit Karg um Kinder aus sozial bedürftigen Familien. Von diesen sechs Kindern stammten zwei aus der Fuggerei; die restlichen vier mussten bereits früh ihr Elternhaus verlassen, um sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Veit Karg hingegen stammte aus einer finanziell besser gestellten Familie, die ihm den Beginn eines Studiums am Jesuitenkolleg in Ingolstadt ermöglichen konnte. Sein Vater war Veits Angaben nach Messner.⁴¹ Erst der Schulverweis aufgrund eines Diebstahls führte zum sozialen und wirtschaftlichen Abstieg Veits.

Die Wohngegenden waren überwiegend ärmere Viertel, wie zum Beispiel die Jakobervorstadt oder der Klinkerberg. Tendenziell stammten die Kinder also eher aus sozial schwachen Familien, bei denen Entbehrungen auf der Tagesordnung standen.

Auch im Prozess gegen die „gottlosen Augsburger Kinder“ von 1723 bis 1730 kamen einige Jungen und Mädchen aus sozial besser gestellten Familien. Diese waren zum Teil Handwerker und konnten ihre Kinder zur Schule schicken, statt sie bereits in jungen Jahren Geld verdienen zu lassen. Als vermögendere Eltern wurden Christoph Fischer („Brandweiner“/Schnapsbrenner), Matthias Trichtler (Rindmetzger) und Carl Gruber (Bierbrauer) genannt, die sich weigerten, weiterhin für die Haftunterbringung ihrer Kinder aufzukommen – anders als die ärmeren Eltern mussten sie die Verwahrungskosten für ihre Kinder anfangs selbst übernehmen.⁴²

Ausgehend von diesen Fallstudien soll nun der Blick auf die Gesamtsituation gerichtet werden. Die Gesellschaft unterlag im Übergang zur Frühen Neuzeit einem tiefgreifenden Wandel, der sich auf sämtliche Lebensbereiche erstreckte.⁴³ Was war die Ursache für die verschärfte Konturierung von Kinderhexen-Bildern ab der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts?

41 Vgl. ebd. Urg. Karg, Verhör vom 22. August 1680, Frage 1.

42 Vgl. Weng, S. 124.

43 Zu nennen wäre der soziale Wandel, der langsame Anstieg von Kontrolle und Disziplin, die allmähliche Auflösung geschlossener Weltbilder, die Erfahrung von Hunger- und Krisenperioden, Kriegserfahrungen und die zögerliche Herausbildung moderner Wissenschaften u.a.; vgl. Heinemann 1986, S. 27ff.

Der gesellschaftliche Wandel und die Auflösung alter Weltbilder übertrugen sich sowohl auf die Kinder selbst wie auch auf das Bild der Kindheit. Lange Zeit besaß die Vorstellung von Kindheit als eigenständige Lebensphase keinen verbindlichen Stellenwert; aufgrund der hohen Kindersterblichkeit war der Aufbau emotionaler Beziehungen prekär.⁴⁴ Sobald die Kinder etwas älter waren, wurden sie direkt in die Gesellschaft der Erwachsenen integriert. Im Mittelalter wurden Kinder folglich als „kleine Erwachsene“ betrachtet, die in das Leben der Erwachsenen miteinbezogen wurden. Dies bedeutet jedoch nicht, dass sie keine Zuneigung erfuhren – es fehlte lediglich die bewusste kategorische Unterscheidung zwischen Kind und Erwachsenem, so Philippe Ariès:

„Ein solches bewusstes Verhältnis zur Kindheit gab es nicht. Deshalb gehörte das Kind auch, sobald es ohne die ständige Fürsorge seiner Mutter, seiner Amme oder seiner Kinderfrau leben konnte, der Gesellschaft der Erwachsenen an und unterschied sich nicht länger von ihr.“⁴⁵

Kinder trugen dieselbe Kleidung wie Erwachsene, bekamen dasselbe Essen und mussten, sobald sie dazu körperlich in der Lage waren, in Haus und Hof mitarbeiten.

Ab dem 16. Jahrhundert änderte sich diese Sichtweise. Kindheit wurde als eigenständiger Lebensabschnitt anerkannt. Unter anderem zeigte sich dies in der Malerei, wo die Darstellung von Kindern verschiedenen Lebensaltern immer häufiger thematisiert wurde.

Damit einhergehend entwickelte sich auch ein moderner, emotional unterfütterter Familiensinn erst ab dem 15. Jahrhundert.⁴⁶ Die Verbreitung von Kinderkleidung hielt im 16. Jahrhundert zunächst in den oberen Schichten Einzug.⁴⁷ Zudem wurde spezielles Spielzeug für Kinder gebräuchlich und auch auf emotionaler Ebene ging ein bedeutsamer Wandel vor sich:

44 Vgl. Ariès 1978, S. 98f.

45 Ebd. S. 209.

46 Vgl. ebd. S. 473-486.

47 Vgl. ebd. S. 210.

„Hier hat sich der Kindheit gegenüber eine neue Empfindung eingestellt: aufgrund seiner Naivität, seiner Niedlichkeit und Drolligkeit wird das Kind für den Erwachsenen zu einer Quelle der Erheiterung und der Entspannung, zeigt er ihm gegenüber jenes Verhalten, das wir als ‚Gehätschel‘ bezeichnen haben.“⁴⁸

Gegenreaktionen blieben nicht aus. Viele Erzieher des 17. Jahrhunderts kritisierten die Verhätschelung von Kindern und vertraten andere Einstellungen, die sich bald sowohl in der Stadt als auch auf dem Land verbreiteten: das Streben nach Disziplinierung, Moral und einer erhöhten Affekt- und Triebkontrolle bei Kindern und Jugendlichen.⁴⁹

Die neue Freiheit und Eigenständigkeit der Kinder und Jugendlichen führten, so Kurt Rau, zur „Zunahme einer öffentlichen ‚Besorgnis‘ vor den Kindern und deren Akzentuierung von Sündhaftigkeit und Sündfähigkeit“.⁵⁰ Die Anerkennung der Kindheit als eigenen Lebensbereich erzeugte also auch neue, widersprüchliche Einstellungen: Kinder und ihre Fantasien konnten ein Gefahrenpotential bergen.⁵¹ Der Versuch strenger Unterwerfung führte umgekehrt häufig zur Ausbildung von Aggression und Widerständigkeit gegenüber der Erwachsenenwelt.

Weitere Veränderungen im Familienleben vollzogen sich in den niedrigeren Schichten, vor allem bei Stadtbewohnern: Kinder wurden bis zum Alter von zwei Jahren häufig einer Amme überlassen, wo sie nicht selten emotional vernachlässigt, schlecht ernährt und unter schwierigen hygienischen Umständen lebten.⁵² Im Alter zwischen sieben und vierzehn Jahren verließen Kinder häufig ihr Elternhaus, um andernorts als Hausmädchen oder Lehrling zu arbeiten. Folglich übernahmen im Mittelalter auch die jeweiligen Lehr Eltern die Erziehung ab diesem Alter. Die Kinder lebten somit eine geraume Zeit getrennt von ihren Eltern, was sich ebenfalls auf die emotionalen Bindungen auswirkte.

48 Ebd. S. 210f.

49 Ebd. S. 215ff.; Heinemann 1986, S. 36ff.

50 Rau 2006, S. 70.

51 „[...] the new attitudes towards children were not just positive, but punitive, part of a much darker history of childhood. [...] Instead, children and their fantasies began to be seen as evil.“ (Roper 2000, S. 103).

Vgl. Heinemann 1986, S. 132-136.

52 Vgl. Heinemann 1986, S. 132-136.

Ab dem 15. Jahrhundert gewannen die schulische Bildung und Erziehung für die Jungen in den mittleren Schichten immer mehr an Bedeutung. Sie wuchsen mit engerem Kontakt zu ihrer Familie auf und verbrachten im Vergleich zur Lehre weniger Zeit außerhalb der häuslichen Sphäre der Eltern. Durch die Ausdehnung der Schulzeit wurde zudem versucht, „die Jugend von der verderbten Welt der Erwachsenen fernzuhalten, ihre ursprüngliche Unschuld zu bewahren.“⁵³ Diese Tendenz betraf jedoch nicht alle Jungen. In den Adels- und Handwerkerfamilien wurde weitgehend am ursprünglichen Lehrverhältnis festgehalten. Mädchen wurden weiterhin zu Hause, meist jedoch bei Nachbarn oder Verwandten erzogen. Erst ab Ende des 18. Jahrhunderts kamen auch sie allmählich in den Genuss der Schulbildung.⁵⁴

Kriegswirren, Epidemien und Hexenangst

In den Jahren 1618 bis 1648 brachte der Dreißigjährige Krieg großes Leid über die Bevölkerung. Zusätzlich zu den Kriegswirren verursachten Ernteausfälle und die daraufhin ansteigenden Getreidepreise Hunger und Armut. Die schlechten Erntejahre 1626 - 1628 und die ausgelöste Finanzkrise führten zu einer enormen Verschlechterung der Lebensumstände. Zudem brach 1627 die Pest in Augsburg aus, die sich aufgrund der ohnehin geschwächten Bevölkerung wie auch der mangelnden Hygiene rasch ausbreitete. In einigen Regionen schrumpfte die Bevölkerung bis auf die Hälfte.⁵⁵ Angesichts der elenden Lebensumstände war die soziale Lage äußerst angespannt. Misstrauen und Angst beeinträchtigten zwischenmenschliche Beziehungen zunehmend. Im Übergang vom Mittelalter zur Frühen Neuzeit wandelte sich also nicht nur das Verhältnis der Menschen untereinander, sondern ebenso das des Menschen zu sich selbst.

In dieser Zeit bildete die Kombination aus altem Hexenglauben und der sogenannten Hexen- oder Teufelslehre der christlichen Kirche, die bei der Bevölkerung des Mittelalters und der Frühen Neuzeit auf nährreichen Boden

⁵³ Ariès 1978, S. 509.

⁵⁴ Vgl. ebd. S. 511.

⁵⁵ Umfangreiche Berichte zur wirtschaftlichen Situation im Augsburg der Frühen Neuzeit sind unter anderem bei Roeck und Clasen zu finden (s. Literaturverzeichnis).

fiel, die Grundlage für die massenhafte Verfolgung.⁵⁶ In Augsburg waren es vor allem die Geistlichen Petrus Canisius und Gottlieb Spizel, die in ihren Predigten und Schriften gegen die Hexerei wetterten.⁵⁷ Rechtsgrundlage für die Hexenprozesse stellte die *Carolina*⁵⁸ dar, die durch die Übernahme des Inquisitionsverfahrens in den 1570er Jahren massiv verschärft wurde: Im Falle eines *crimen exemptum*, eines „Sonderverbrechens“, durften Verdächtige bis zu einem Geständnis gefoltert werden. Damit waren die Grundlagen für den klassischen Hexenprozess der Frühen Neuzeit gelegt.⁵⁹ Mitte des 16. Jahrhunderts ging man gnadenhalber dazu über, die Verurteilten vor der Verbrennung zu köpfen oder zu erhängen, sodass in Augsburg keine Lebendverbrennungen mehr stattfanden. In Augsburg wurden die ersten nachweisbaren Hexenprozesse ab Mitte des 14. Jahrhunderts geführt. Ende des 16. Jahrhunderts fiel das erste Todesurteil wegen Hexerei; die Angeklagte verstarb jedoch bereits im Gefängnis. Erst im Jahr 1625, als andernorts die Hexenprozesse bereits wieder abebbten, wurde in Augsburg die erste Hexe hingerichtet: Dorothea Braun, von ihrer Tochter der Hexerei angeklagt.

Rebellion, Spieltrieb und Angst

Was mochten nun die Motive der Kinderhexen für die Selbst- und Fremdbezichtigungen gewesen sein? Kinder bezichtigten sich aus den unterschiedlichsten Gründen der Hexerei. Die sozialen Verhältnisse und Lebensbedingungen waren entscheidend, aber auch individuelle Erlebnisse, Erziehung, Charakter und psychische Verfassung der Kinder nahmen Einfluss. Wie andernorts häufig der Fall, handelte es sich auch bei den Augsburger Kinderhexen zur Überraschung der Richter und anderer Prozessbeteiligter häufig um Selbstbeschuldigungen, wohingegen die Erwachsenen ihre „Untaten“ meist erst unter den Schmerzen der Folter zugaben. Obwohl eine Kinder lediglich aus Angst ihre „Hexereiverbrechen“ zugaben, wird aus

⁵⁶ Vgl. Behringer 2000, S. 78.

⁵⁷ Vgl. Schmucker 2006, S. 5-10.

⁵⁸ Ab dem Jahr 1532 bildete die *Peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karls V. Constitutio Criminalis Carolina*, kurz *Carolina*, im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation die Rechtsgrundlage für die Durchführung von Zaubereiprozessen (Vgl. Rau 2006, S. 44ff.).

⁵⁹ Vgl. Horticz-Ernst 1991, S. 17f.

den Aufzeichnungen zu den Prozessen deutlich, dass ein Großteil von ihnen freiwillig allerlei abenteuerliche Geschichten erzählte.

Psychische Störungen kann man in einigen Fällen der Kinderhexen nicht ausschließen. Angesichts des Verhaltens der Kinder könnten schizophrene Züge, Halluzinationen oder Depressionen vorgelegen haben. Der etwa 16-jährige Jakob Schmidt hatte beispielsweise, wie einige andere Kinder auch, häufig Selbstmordgedanken. In einigen Aufzeichnungen werden Verhaltensweisen beschrieben, die an epileptische Anfälle erinnern, wie bei der 17-jährigen Maria Pihler, der von Geistlichen der Teufel ausgetrieben werden sollte. In einigen Fällen sind psychische Probleme aufgrund von Gewalt oder sexuellem Missbrauch durch einen Elternteil oder Verwandte nicht auszuschließen. Ein 14-jähriges Mädchen, das von sich behauptet hatte, der Teufel würde sie heimsuchen, hatte des Öfteren ihren eigenen und sogar fremden Kot von der Straße gegessen. Allgemein waren psychische Erkrankungen jedoch nur selten die Ursache. Die Kinder wiesen eher eine stark ausgeprägte Fantasie und rebellische Charakterzüge auf. Ohnehin spielte Fantasie eine große Rolle in den Kinderhexenprozessen.⁶⁰ Die Gedankenwelt der Kinder war von der allgegenwärtigen Rede über den Teufel stark geprägt. Denkbar ist, dass Kinder durch Verarbeitung dessen in ihren Träumen tatsächlich der Meinung waren, sie seien nachts auf Hexentänze ausgeflogen. Indem sie Kinder einschüchterten und deren Naivität wie auch leichte Beeinflussbarkeit ausnutzten, versuchten manche Erwachsene rigoros, sich einen Vorteil zu verschaffen. Sie stifteten Kinder zu Falschaussagen an, um sich ihrer Kontrahenten zu entledigen oder drohten ihnen Sanktionen an. Vor allem Geistliche und Lehrer übten einen starken Einfluss aus: Sie verbreiteten die Teufelslehre der Kirche und redeten oftmals so lange auf die Kinder ein, bis sie wirklich der Meinung waren, sie oder Andere seien Hexen.⁶¹ Auch zur Rechtfertigung begangener Untaten brachten manche Kinder den Teufel ins Spiel. Aus Angst, bestraft zu werden, lasteten einige von ihnen ihr Vergehen dem Satan oder ihrer Verbindung mit ihm an, wie im Falle des 17-jährigen Veit Karg, der behauptet hatte, der Teufel habe ihn zu Diebstahl und Stiftung von

⁶⁰ Vgl. Weber 1996, S. 105f.

⁶¹ Vgl. Walz 1994, S. 215; Rau 2006, S. 379.

Zwietracht angestiftet. Ebenso gestanden einige Kinder nur auf Druck von Eltern oder Geistlichen.⁶²

Der Hexenglaube konnte sich darüber hinaus in den Spielen der Kinder manifestieren, bei denen sie ihre Vorstellungen von der Hexen- und Teufelswelt für sich umformten. Der neunjährige Caspar Meyr verursachte durch seine Hexereianklage die Hinrichtung dreier Frauen aus seinem Wohnhaus – für ihn eine Form des Spiels, wenn auch ein tödliches. Obwohl er während der Hinrichtung ohnmächtig geworden war, gab er hinterher an, sich „doch recht amüsiert“ zu haben.⁶³

Das Erwachen kindlicher Sexualität spielte im Fall der „gottlosen Augsburger Kinder“ eine große Rolle. Die Kinder pflegten offensichtlich sexuellen Kontakt miteinander und wurden immer wieder von den Wärtern bei „unzüchtigem Verhalten“, also bei intimen Handlungen erwischt. Ihren Aussagen nach übten sie auch mit dem Teufel sexuelle Praktiken aus, schließlich stellte der Geschlechtsakt mit dem Bösen die Besiegelung des Teufelspaktes dar. Die bei Ariès erwähnte „Entdeckung der Kindheit“ und die Prüderie der Frühen Neuzeit führten zu dem Wunsch, die Entwicklung der kindlichen Sexualität so weit wie möglich zu unterdrücken. Folglich nutzten die Kinder die Teufelsbuhlschaft häufig als Ventil, um ihre eigene Sexualität zu thematisieren.⁶⁴ Auch sexueller Missbrauch oder ein schlechtes Gewissen aufgrund „unkeuscher Gedanken“ können die Selbstanklagen einiger Kinder erklären. Verwirrung und Schuldgefühle beim Erwachen des eigenen sexuellen Interesses trugen unter anderem dazu bei, dass vor allem Mädchen – bewusst oder unbewusst – einen teuflischen Verführer erfanden, um sich somit zu entlasten und nicht länger schuldig fühlen zu müssen. Die als Bedrohung empfundene sexuelle Lust wurde somit dämonisiert und von sich selbst abgeladen.⁶⁵ Während die Erwachsenen den Hexensabbat verteufelten, berichteten die Kinder von diesem meist als fröhlichem, ungezwungenem Ereignis. Viele von Kindern und Jugendlichen erzählte Teufelsgeschichten des

62 Ein Mädchen der „gottlosen Augsburger Kinder“ sagte aus, sie sei „mit Kopf abhacken und mit der Eysen bedroht worden, wann sie nichts gestehe, daher sie dann aus Furcht viles gestanden, so nicht wahr seye.“ (Weng, S. 56). Die „Eisen“ war ein häufiger Ausdruck für ‚Gefängnis‘.

63 Rau 2006, S. 386.

64 Ebd. S. 389.

65 Vgl. Weber, 2000, S. 254..

17. Jahrhunderts offenbaren ein Verlangen nach Zärtlichkeit und Sexualität.⁶⁶ Die Unterdrückung durch Erwachsene führte häufig zur Ausbildung von Aggressionen bei Kindern. Durch Hexereianklagen konnten sie Rache nehmen, schließlich war dies eine der seltenen Situationen, in denen Kinder Gehör fanden und Macht über Erwachsene besaßen. Meist bezichtigten sie unmittelbare Verwandte, da Hass gerade innerhalb enger Familienbande eine starke Ausprägung annehmen kann.⁶⁷

„Die Disziplinierungsversuche der Erwachsenen, die in den Kinderhexenprozessen gewiß einen ihrer Gipfel erreichten, und die Verleumdungen der eigenen Eltern durch die Kinder deuten auf verbreitete Störungen, ja abgrundtiefe Zerrüttungen im Verhältnis zwischen Eltern und Kindern hin.“⁶⁸

Durch ihr „teuflisches“ Verhalten lehnten sich die Kinder gegen die strenge moralische und religiöse Erziehung auf. Sie rebellierten gegen ein unterdrückendes System, indem sie die schlimmstmögliche Grenze überschritten.⁶⁹

Das Bedürfnis nach Aufmerksamkeit war ein weiterer Aspekt, der Kinder zu Fremd- und auch Selbstbezeichnungen verleitete. Als Zeugen oder gar Täter in einem Hexenprozess wurde ihnen definitiv mehr Aufmerksamkeit zuteil, als dies sonst der Fall war. Möglich ist auch, dass die Aussagen ein versteckter Ruf nach Zuneigung waren. Bei der Gegenüberstellung mit ihrer Mutter weinte die 11-jährige Maria Braun und küsste jene, nahm aber dennoch ihre Anschuldigungen nicht zurück.⁷⁰ Sie behauptete sogar, dass es ihr nicht Leid täte, wenn man die Mutter hinrichte.⁷¹ Somit lässt sich auch das Motiv der Rache und des Hasses im Braun'schen Prozess entdecken. Maria war von ihrer Mutter oft geschlagen worden und konnte nun durch

66 Vgl. Briggs 1998, S. 281f.

67 Vgl. ebd. S. 257.

68 Weber 2000, S. 249f.

69 Vgl. Weber 1996, S. 112.

70 „Wie sie nun herein kommen, und neben dem mädlein gestanden, ist es gleich von dem stüehle herunder gewüsch, der muetter die hand gebotten, und ihr dieselbe gekußet, sie auch so weit sie raichen könne umbfangen, aber nicht darzue geredt, dz mädle gewaint, die Muetter aber kein Zehre vergossen.“ (StAA, RSt, Strafamt, Urg, Braun, 3. Urg. Maria Braun, Verhör vom 18. Juni 1625/S. 114).

71 „Gefragt, ob ihr laid were, wenn man ihr Muetter verbrennt? Sagt Nain, was ihr laid seie oder warumb sie umm sie greinen solle, weil sies solche sachen gelehret habe.“ (Ebd. S. 110).

die Hexereibezichtigung Rache nehmen. Doch nicht nur das Streben nach Aufmerksamkeit von Erwachsenen, sondern auch der Wunsch, Gleichaltrige zu beeindrucken, konnte die Kinder zu ihren Aussagen bewegen. Ein Mädchen aus Blaubeuren erzählte seinen Kameraden, es könne Kühe lahmreiten und die reißende Donau überqueren, ohne zu ertrinken.⁷² Am Beispiel von Veit Karg und Caspar Meyr, die ihre Untaten dem Teufel anlasten wollten, kann man zudem ein gewisses Maß an krimineller Energie attestieren.

Bei den 30 Kinderhexen von 1723 bis 1730 ging es vor allem um unzünftiges und böswilliges Verhalten: Sie machten mittels Schadenzauber ihren Familien das Leben schwer, erzählten Lügen und nahmen die eventuelle Hinrichtung von Catharina Ruf, einer alten unschuldigen Frau, in Kauf, welche am Ende allerdings „lediglich“ der Stadt verwiesen wurde. Für die Kinder schien das Ganze ein großes Spiel gewesen zu sein, das viele unerbittlich spielten – immerhin nahmen einige von ihnen mehrere Jahre Haft in Kauf. Die verschiedenen Motive verschmolzen: Aggression und Angst gingen beispielsweise oft miteinander einher, ebenso wie Aufmerksamkeits- und Machtbedürfnisse.

Fazit

Die Umstände, unter denen Kinder in Hexereiprozesse gerieten, unterschieden sich stark von denen der Erwachsenen. Während Erwachsene fast ausschließlich Opfer von Fremdbezichtigungen wurden, zeichneten sich Minderjährige durch Selbstbeschuldigungen und eine erhöhte Aussagefreudigkeit aus. Erwachsene nutzten Denunziationen nicht selten aus materiellen Gründen, beispielsweise um sich ungeliebter Nachbarn oder Konkurrenten zu entledigen oder um Geldprobleme aus der Welt zu schaffen. Dies war bei Kinderhexen eher selten der Fall. Bei der Frage nach Motiven für die Selbstanklagen der Kinder, entdeckt man häufig traumatische Erlebnisse in deren Lebensgeschichten. Nicht selten geschah es, dass Kinder nach der Beiwohnung einer Hinrichtung selbst von sich behaupteten, eine Hexe zu sein. Ebenso konnten Schicksalsschläge innerhalb der Familie wie

⁷²Vgl. Weber 1996, S. 109f.

auch sexueller Missbrauch die Kinder zu Selbstdenunziationen bewegt haben. Viele der Kinderhexen waren Waisen, lebten bei Stiefeltern oder kamen aus zerrütteten Familienverhältnissen.⁷³ Auffällig ist, dass die Kinder oft gleichzeitig sich selbst und andere der Hexerei bezichtigten. Sie verknüpften folglich die Denunziation anderer mit ihrer eigenen, um sich somit mehr Glaubwürdigkeit zu verleihen. Da die Erwachsenen die Misere, in der sie lebten, aufgrund ihrer religiösen Überzeugungen als selbst verschuldet ansahen, erzogen sie ihre Kinder umso strenger und religiöser. Diese waren somit enormem Druck ausgesetzt – zusätzlich zu ihrer von Angst und Armut geprägten Lebenswelt. Die elende Lebenssituation und das Angstgefühl der Eltern wirkten sich also direkt auf das Eltern-Kind-Verhältnis aus:

„Der Kampf um die Abwendung des Verderbens der ganzen Welt schien ausgerechnet auf dem Feld der Kindererziehung ausgetragen werden zu müssen; diesen Eindruck vermitteln jedenfalls die zahllosen zeitgenössischen Erziehungspredigten, Publikationen zur religiösen Erziehung und erzieherischen Maßnahmen vor allem gegenüber den Kinderhexen.“⁷⁴

Oft entstanden Selbstbezeichnungen auch aus banalen Alltagssituationen heraus, im Spiel oder bei der Arbeit, wenn die Kinder sich gegenseitig Geschichten erzählten. Bei den Schilderungen ihrer übernatürlichen Erfahrungen waren der Fantasie der Kinder keine Grenzen gesetzt. Sie orientierten sich an bereits Gehörtem und bauten es in ihre Erzählungen mit ein:

„Bei der Ausgestaltung ihrer phantastischen Berichte und Verleumdungen berücksichtigten die Kinder das, was sie von den Erwachsenen gelernt hatten und was folglich dem offiziellen Hexenglauben entsprach. Genau wie die Erwachsenen verstanden sie dabei Unglücksfälle und bedrohliches Geschick als von Gott gesandt; Kinder hatten gelernt, situative Misereen und verletzende Erfahrungen im Licht des Hexenglaubens zu interpretieren.“⁷⁵

73 Vgl. ebd. S. 116f.

74 Weber 2000, S. 250.

75 Ebd. S. 239.

Es gab auch andere, ganz handfeste Gründe, weswegen Kinder Selbstdenunziationen wählten: der Wunsch nach einem Dach über dem Kopf und genug zu essen, was sie sich von der Haft erhofften.⁷⁶ Der 17-jährige Veit Karg hatte ein Vagabundenleben geführt und musste sich durch Stehlen und Bettelei seinen Lebensunterhalt finanzieren. Möglich wäre, dass er sich eine kostenlose Unterkunft wünschte und ihm die Selbstanklage eine passende Gelegenheit dafür bot – neben der vergeblichen Hoffnung, aufgrund des teuflischen Einflusses ein milderes Urteil zu erhalten. Nicht eingeplant hatte er offenbar die Lebensgefahr, in die er sich durch seine Selbstbezeichnung begab.

Ein weiteres Phänomen ist das Auftreten der Hexenkinder in Gruppen. Oft sprangen Trittbrettfahrer auf den Hexenzug auf und behaupteten von sich, ebenfalls mit dem Teufel im Bunde zu stehen. Meist ging es den Kindern in solchen Fällen schlichtweg darum, Aufmerksamkeit zu erregen: „Gleiche Bedürfnisse und gemeinsamer Erfolg auf der Bühne der Öffentlichkeit motivierten zahlreiche Kinder dazu, sich den Hexereibezeichnungen und Zaubersphantasien anzuschließen, die andere vorgebracht hatten.“⁷⁷ Doch was trieb manche Eltern dazu, ihre Sprösslinge anzuklagen und eventuell sogar deren Hinrichtung in Kauf zu nehmen? Sie waren hilflos angesichts des „teuflischen“ Verhaltens der Kinder. Zudem wurden sie, so scheint es, in deren Fantasiewelt hineingezogen: Litten sie Schmerzen oder gab es Streit, so geschah dies aufgrund des von den Kindern ausgestreuten Teufelpulvers. Die Eltern waren von ihrem Nachwuchs überfordert, sodass sie es für sinnvoller hielten, sie in die Hand der Obrigkeit, also der Justiz, zu übergeben. Ebenso erkannten die Eltern vielleicht ihre eigenen Wünsche, Ängste und Triebe in den Kindern wieder – Gefühle, die sie doch so sehr zu unterdrücken versuchten. Das Resultat war, dass sie sich unfähig fühlten, weiter für ihre Kinder zu sorgen.⁷⁸ Neben der Inhaftierung zeigten auch andere Vorkommnisse die Überforderung der Eltern: Die etwa neunjährige Theresia Fleiner, die mit in den Prozess der „gottlosen Augsburgsburger Kinder“ verwickelt war, wurde von ihrer Stiefmutter offenbar ausgehungert, bis sie schließlich verstarb.⁷⁹

⁷⁶ Vgl. Weber 1996, S. 111.

⁷⁷ Ebd. S. 112.

⁷⁸ Vgl. Roper 2002, S. 114f.

⁷⁹ Vgl. Weng, S. 134ff.

In einer Zeit massenhafter Angst vor Hexen und Teufelswerk konnten sie ihren Gefühlen mittels Hexereibezeichnung von sich selbst und/oder anderen Luft machen. Tagtäglich wurden sie mit diesen Themen konfrontiert, ob zu Hause, in der Schule oder in der Kirche. All diese Faktoren ermöglichten die Konstruktion und das Aufkommen von Hexenkindern, die in ihrer Umwelt Angst und Schrecken verbreiteten und doch zum Teil selbst von tiefen Ängsten beherrscht waren.

Constanze Loder studiert an der Universität Augsburg Europäische Ethnologie/Volkskunde, Soziologie und Spanische Sprachwissenschaft. Der vorliegende Artikel entstand im Rahmen ihrer Magisterarbeit.

Quellen

Staats- und Stadtbibliothek Augsburg (SuStBA):

Acta puncto maleficii et tentationis diabolicae. Incompleta Acta. Ein mit Satanischer Versuchung gequältes Mägdlein Regina Gronningerin genannt betr. in A°. 1700 und 1702. (SuStBA, 2° Cod. Aug. 289).

Acta. Die in p° veneficii denuncierte und custodierte Kinder betr. (SuStBA, 2° Cod. Aug. 289).

Weng, Christian F.: Extractus Actorum die p°= veneficii denuncierte u. custodierte Kinder betr. de A. 1723 ad 1730. (SuStBA, 2° Cod. Aug. 289).

Stadtarchiv Augsburg, Reichsstadt (StAA, RSt), Strafamt:

Strafamt Nr. 105 (Strafbuch 1615-1632)

Strafamt Nr. 106 (Strafbuch 1632-1653)

Strafamt Nr. 107 (Strafbuch 1654-1699).

Strafamt Nr. 164: Malefiz Buch (Todesurteile) Handschrift, 1513-1747.

Strafamt Nr. 165: End-Urtheil und Verruf (Todesurteile gedruckt), 1649-1759.

Urgichtensammlung

- Urg. Braun Dorothea, 1625, VIII, 13, 18, 22/IX, 20, 29
- Urg. Bach Sara, 1630, I, 22
- Urg. Lutzenberger Matthäus, 1661, II, 9, 12, 14/III, 2, 7
- Urg. Mayer Georg, 1661, II, 9, 21
- Urg. Karg Veit, 1680, VIII, 29
- Urg. Mayer Kaspar, 1685, VII, 12/VIII, 9
- Urg. Schmidt Jakob, 1690, III, 30.

Literatur:

Anonym: Newer Tractat von der verführten Kinder Zauberey. Aschaffenburg: Botzer, 1629.

Ariès, Philippe: Geschichte der Kindheit. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1978.

- Behringer, Wolfgang: Kinderhexenprozesse. In: Zeitschrift für historische Forschung, Bd. 16, 1989, S. 31–47.
- Behringer, Wolfgang: Hexenverfolgung in Bayern. Volksmagie, Glaubenseifer und Staatsräson in der Frühen Neuzeit. München: Oldenbourg, 1997.
- Behringer, Wolfgang: Hexen. Glaube, Verfolgung, Vermarktung. München: Beck, 1998.
- Behringer, Wolfgang: Hexen und Hexenprozesse in Deutschland. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 2000.
- Binsfeld, Peter: Tractat von Bekantnuß der Zauberer und Hexen. Trier: Bock, 1590.
- Briggs, Robin: Die Hexenmacher. Geschichte der Hexenverfolgung in Europa und der Neuen Welt. Aus dem Englischen von Dirk Muelder. Berlin: Argon, 1998.
- Clasen, Claus-Peter: Die Augsburgur Getreidemöhlen 1500 - 1800 (Veröffentlichungen der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, Reihe 1, Studien zu Geschichte des bayerischen Schwaben, Bd. 27). Augsburg: Verlag der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft, 2000.
- Heinemann, Evelyn: Hexen und Hexenglauben. Eine historisch-sozialpsychologische Studie über den europäischen Hexenwahn des 16. und 17. Jahrhunderts. Frankfurt a. M.: Campus, 1986.
- Hortzitz-Ernst, Noline: Hexenwahn in Deutschland im 15. - 18. Jahrhundert. Eine Ausstellung. 3. bis 28 Mai in der Stadtparkasse Augsburg, 1991.
- Institutoris, Heinrich: Der Hexenhammer (*Malleus maleficarum*). Speyer, 1486. Deutsche Ausgabe von J. W. R. Schmidt. München: Deutscher Taschenbuch Verlag, 1997.
- Rau, Kurt: Augsburgur Kinderhexenprozesse 1625 - 1730. Wien: Böhlau, 2006.
- Riezler, Sigmund von: Geschichte der Hexenprozesse in Bayern. Aalen: Scientia, 1968.
- Roeck, Bernd: Eine Stadt in Krieg und Frieden. Studien zur Geschichte der Reichsstadt Augsburg zwischen Kalenderstreit und Parität (Schriftenreihe der historischen Kommission bei der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 37). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1989.
- Roeck, Bernd: Als wollt die Welt schier brechen. Eine Stadt im Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges. München: Beck, 1991.
- Roper, Lyndal: Angst und Aggression. Hexenanklagen und Mutterschaft im frühneuzeitlichen Augsburg. In: Sozialwissenschaftliche Information, Nr. 21, H. 2, 1992, S. 68-76.

Roper, Lyndal: „Evil imaginings and fantasies“: child-witches and the end of the witch craze. In: Past and Present Publications. Gender in Early Modern German History. Cambridge: University Press, 2000, S. 102-130.

Roportz, Peter Hans: Kleinbürgerlicher Wohnungsbau vom 14. bis 17. Jahrhundert in Deutschland und im benachbarten Ausland. Aachen: Dissertation, 1967.

Schmucker, Anne: „Sie starben als Hexen“. Hexenprozesse in Augsburg. Augsburg/Salzburg: Achensee, 2006.

Spizel, Theophil Gottlieb: Die gebrochne Macht der Findernüß [...]. Augspurg, 1687.

Wächter, Karl Georg von: Beiträge zur deutschen Geschichte. insbesondere zur Geschichte des deutschen Strafrechts. Tübingen: Fues, 1845.

Walz, Rainer: Kinder in Hexenprozessen. Die Grafschaft Lippe 1654-1663. In: Wilbertz, Gisela u. a. (Hg.): Hexenverfolgung und Regionalgeschichte. Die Grafschaft Lippe im Vergleich, Bd. 4, Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 1994, S. 211-231.

Weber, Hartwig: „Von der verführten Kinder Zauberei“. Hexenprozesse gegen Kinder im alten Württemberg. Sigmaringen: Jan Thorbecke, 1996.

Weber, Hartwig: Hexenprozesse gegen Kinder. Frankfurt a. M./Leipzig: Insel Verlag, 2000.

Vom Topfschlagen zum Kinderevent

Ein Plädoyer für mehr Geburtstagsforschung

von Leonie Herrmann

Ein Fest ist eine Auszeit, ein Moratorium des Alltags – sinnstiftend, vergemeinschaftend, lebensbejahend.¹ Für Eventagenturen verkehren sich diese Funktionen des Festlichen ins pure Gegenteil; die herausgehobene Zeit erstarrt im professionellen Geschäft des Planens und Organisierens standardisierter Festerlebnisse selbst zu Alltag und Routine. Feste werden hier zur Ware verwandelt, zum Konsumgut, bei dem das Erleben der festlichen Zeit gegen Bezahlung abgerufen werden kann. Auch bei Kindergeburtstagen,² deren Entwicklung einen unmissverständlichen Trend andeutet: Aus kleinen, selbstorganisierten Familienfeiern mit den Ingredienzien Kakao und Kuchen, Räuber und Gendarm oder Schnitzeljagd und Blinde Kuh erwächst ein Wettbewerb um das Prestige von immer mehr und immer zeitaufwändiger: Spaßbäder, Kinobesuche, auch Museen bieten spezielle Führungen zu Kindergeburtstagen, Freizeitparks, Eventagenturen wie „Tollkids- die Kindergeburtstagsmacher“³ in München oder „Knallfrosch Kinderevents“⁴ in Köln offerieren wechselweise Piraten- oder Wikinger-Abenteuer und für die Mädchen gibt's die Prinzessin-Lillifee-Parties. Das Outfit, die Dekoration und die Einladungskarten müssen zum Motto passen. Und jeder Gast erhält natürlich eine kleine Aufmerksamkeit als Dankeschön für den Besuch. Wenn ein Kind aus der Klasse den Geburtstag mit Verkleiden, einer Hüpfburg oder einem Clown feiert, dann wollen die Freunde natürlich einen genauso schönen oder noch schöneren Geburtstag wie die Freundin oder der Freund. Die Spirale aus Wettbewerb um Anerkennung und sozialen Zwängen kommt in Gang.

1 Maurer, Michael: Das Fest. Beiträge zu seiner Theorie und Systematik. Köln [u.a.]: Böhlau, 2004 S.4.

2 Vgl. Falkenberg, Regine: Kindergeburtstag. Ein Brauch wird ausgestellt. In Museum für Deutsche Volkskunde. Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz, 1984.

3 <http://www.tollkids.de/index.html> am 27.12.2011.

4 <http://www.knallfrosch-kinderevents.de/> am 27.12.2011.

Noch nie wurden Kindergeburtstage so groß gefeiert wie im 21. Jahrhundert. Dies wird deutlich durch spezielle Ratgeber und Zeitschriften für Eltern, in denen der Kindergeburtstag in all seinen Facetten thematisiert wird. Zahlreiche Internetseiten und Agenturen machen den Kindergeburtstag zu ihrem Hauptgeschäftsfeld.⁵

Im Rahmen des Proseminars „Zwischen Kinderuni und Supernanny. Kindheiten in Deutschland“ im Sommersemester 2011 widmete sich eine kleine Studie diesen Phänomenen der Eventisierung von Kindergeburtstagen. Sie thematisiert die Entwicklung der Kindergeburtstage seit den 1930er Jahren und beschreibt den Wandel des Schenkverhaltens.

Die Teilnehmer wurden nach dem Geburtsjahr, nach dem Ort ihrer Kindheit und zu ihren eigenen Geburtstagen in der Kindheit befragt. Dabei sollten sie angeben, ob und was für ein Geschenk sie von ihren Eltern zum Geburtstag bekommen haben und den geschätzten Wert des Geschenkes. Ebenfalls wurde nach dem Ort der Geburtstagsfeier gefragt. Wurde zu Hause gefeiert oder in einer Einrichtung wie Kino, Kegelbahn, Schwimmbad, Minigolfplatz oder in einem Fast Food Restaurant?

Die Umfrage wurde aus praktischen Gründen als Internetumfrage durchgeführt. Nach einer Woche hatten wesentlich mehr jüngere als ältere Teilnehmer an der Befragung teilgenommen. Daher wurde zusätzlich ein Papierfragebogen erstellt und an die Jahrgänge 1930-1960 verteilt. 205 vollständig ausgefüllte Fragebögen wurden ausgewertet. In der Auswertung wurden die Teilnehmer in drei Altersgruppen eingeteilt. In der ersten Gruppe sind die Befragten zwischen 1930 und 1949 geboren. Sie wird im Folgenden die Kriegs- und Nachkriegsgeneration genannt. In der zweiten Gruppe sind die Teilnehmer in den Jahren zwischen 1950 und 1969 und in der dritten Gruppe zwischen 1970 und 1997 geboren.

Feierte die Kriegs- und Nachkriegsgeneration Kindergeburtstag? Um eine Antwort auf diese Fragen zu geben, muss differenziert werden. In den Jahren von 1930 bis 1949 ist eine klare Trennung zwischen ländlichen

5 http://www.amazon.de/s/ref=nb_sb_noss?__mk_de_DE=%C3%85M%C3%85Z%C3%95%C3%91&url=search-alias%3Dstripbooks&field-keywords=kindergeburtstag&x=0&y=0 am 28.11.2011; <http://www.eltern.de/kindergarten/spiel-und-spass/kindergeburtstag-1.html> am 27.12.2011; <http://www.kinderpartyfun.de/> am 28.11.2011.

und urbanen Gebieten sowohl aus der Literatur als auch aus der Umfrage ersichtlich. Bausinger schreibt, dass in ländlichen Gebieten bis weit in das 20. Jahrhundert der Geburtstag eigentlich nicht gefeiert wurde.⁶ Die Bauern mussten der täglichen Arbeit nachgehen; als Geschenke kamen eher Nahrungsmittel oder Kleidung in Frage. „Ein Ei oder ein schönes Marmeladenbrot“,⁷ erinnert sich ein im Zweiten Weltkrieg Geborener an seine Kindheit auf dem Lande. Spielzeug und Kleidung gehörten in der Kriegs- und Nachkriegsgeneration zu den seltenen Geburtstagsgeschenken. So erhielten 83% der Befragten aus dem ländlichen Raum von ihren Eltern zum Geburtstag ausschließlich ihre Liebesspeise.

In der Stadt war dies zur selben Zeit schon anders. 100% der Befragten mit großstädtischem und 90% der Befragten mit kleinstädtischem Hintergrund haben von ihren Eltern ein Geschenk zum Geburtstag erhalten. Zu 94% war bei dieser Personengruppe das Geschenk ein Spielzeug, Kleidung oder etwas Besonderes zu Essen. Zwei Befragte aus der Klein- und Großstadt erhielten Bücher.

Woran liegt das? Zum einen sicherlich daran, dass das Bewusstsein der Wertigkeit des Individuums und der Eigenständigkeit von Kindheit in bäuerlichen Vorstellungswelten nicht den Platz für einen sinnstiftenden Festanlass hatte.⁸ Bausinger schreibt von einem Dorf auf der Schwäbischen Alb um 1920: „Die Geburtstage wurden nicht gefeiert, sicher aber die Geburt eines Kälbles.“⁹ Unter den Befragten der Kriegs- und Nachkriegsgeneration wurde lediglich bei 40% immer oder ab und zu ein Kindergeburtstag veranstaltet. Er fand zu Hause statt; Spiele waren Topfschlagen oder Sackhüpfen. Für die Befragten vom Land, wurde für 8% ein Kindergeburtstag veranstaltet, für 92% nie. Auch die 8% feierten den Kindergeburtstag zu Hause und spielten klassische Spiele. Dies ist nach den Ergebnissen über das Schenkverhalten

6 Bausinger, Herrmann: Happy Birthday. Zur Geschichte des Geburtstagsfestes. Tübingen: TVT – Medienverlag 1994 S.18.

7 Antwort bei der Umfrage aus einem Zusatzfeld. Der Befragte wurde 1941 geboren und ist auf dem Land aufgewachsen.

8 Boehm, Fritz: Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyter & Co. 1938.

9 Bausinger, Herrmann: Happy Birthday. Zur Geschichte des Geburtstagsfestes. Tübingen: TVT – Medienverlag 1994 S.18.

nicht weiter verwunderlich. Auf die Frage warum kein Kindergeburtstag gefeiert wurde, lautete zu 100% die Antwort: „es war nicht üblich, einen Kindergeburtstag zu feiern“. Zusätzliche Antworten waren „Kriegszeit“, „Flucht“ und „Vertreibung“. In der Kriegs- und Nachkriegsgeneration spielten Geschenke und Feiern für Kinder an deren Geburtstagen eher eine untergeordnete Rolle.

„Unser Kind feiert“¹⁰ - Kindergeburtstage zwischen 1950 und 1969

Der Kindergeburtstag wird in den 1950er und 1960er Jahren immer populärer. Ebenso speziell dafür konzipierte Ratgeber. Die ersten Bücher zum Phänomen Kindergeburtstag datieren aus den frühen 1960er Jahren.¹¹ Das Aufkommen von Ratgebern indiziert die wachsende Popularisierung dieses Festes. „Unser Kind feiert“ (1964) und „Wir feiern Kindergeburtstag. Spiele im Haus – Spiele im Freien“ (1969) geben Hinweise für den „richtigen“ Kindergeburtstag mit Spielanleitungen und Koch- und Backrezepten.

Die Ergebnisse der Umfrage zeigen ebenfalls klare Tendenzen für eine Ausbreitung des Kindergeburtstages, ungefähr ab 1950. Die Personen, die zwischen den Jahren 1950 und 1969 geboren sind, haben zu 96% ein Geschenk von ihren Eltern zum Geburtstag erhalten. Unterschiede zwischen der urbanen und der ländlichen Bevölkerung gibt es nicht mehr.

Für 89% der Personen, die zwischen 1960 und 1969 geboren sind, wurde zu 89% immer oder ab und zu ein Kindergeburtstag veranstaltet. Bei Personen die in den 1950er Jahren geboren sind, liegt dieser Wert bei 62%. Die Beschenkten erhielten alle Kleidung, Spielzeug oder das Lieblingsessen.

¹⁰Titel eines Ratgebers für Kindergeburtstage von 1964.

¹¹ Im Zentralarchiv für antiquarische Bücher am 30.12.2011. <http://www.zvab.com/advancedSearch.do?author=&publisher=&title=&keyword=kindergeburtstag&anyWords=&isbn=&publicationYearFrom=1930&publicationYearTo=1970&priceFrom=&priceTo=&itemMedium=all&countryOfSeller=all&languageOfBook=all&lastXDays=-1&displayCurrency=EUR&itemsPerPage=25&totalItemCount=200&sortBy=1> am 20.12.2011.

Airport- oder Cocktailparty¹² - ist Topfschlagen noch zeitgemäß?

Ab den 1970er Jahren feierten 15% der Befragten in Kinos, Schwimmbädern oder auf Minigolfplätzen. Als Begründung gaben die Befragten an, es ist für die Kinder in einer Einrichtung interessanter als zu Hause oder der Geburtstag wurde aus Platzgründen außer Haus gefeiert. Klassische Spiele wie Topfschlagen oder Sackhüpfen erfreuen sich im 21. Jahrhundert immer noch großer Beliebtheit. So geben auch die jüngsten Teilnehmer an, diese Spiele gespielt zu haben. 97% aller Befragten aus dieser Altersgruppe feierten Kindergeburtstag und alle sind von ihren Eltern beschenkt worden.¹³

Ab Anfang der 1970er Jahre nimmt die Geburtenrate¹⁴ in Deutschland stark ab, gleichzeitig steigt die Beliebtheit des Kindergeburtstages. Weniger Kinder bekommen mehr Aufmerksamkeit von ihren Eltern – ein möglicher Grund für die Zunahme des Kindergeburtstages ab den 1970er Jahren.

Kein Teilnehmer der Umfrage feierte mit einem Animater oder einem Clown, die große Mehrzahl feierte zu Hause. „Es wurde gebastelt“, „Verkleiden“ und „Outdoor Aktivitäten“; so beschreiben einige der jüngsten Teilnehmer¹⁵ ihren Kindergeburtstag. Der Trend zur Eventisierung ist in dieser Umfrage nicht erkennbar. Dies liegt zum einen daran, dass die 205 Befragten zu wenig sind, um ein repräsentatives Ergebnis zu liefern. Zum anderen sind die jüngsten Teilnehmer 1997 geboren. Sie feierten in den frühen Jahren im neuen Jahrtausend Kindergeburtstag. Die Eventisierung ist jedoch erst seit wenigen Jahren beobachtbar, tollkids wurde 2009 gegründet,¹⁶ Knallfrosch Kinderevents 2005.¹⁷ Die Teilnehmer dieser Umfrage sind für solche Angebote schon zu alt oder sie werden nur von einer sehr kleinen, finanziell sehr potenten, Zielgruppe in Anspruch genommen.

12 Angebote der Agentur tollkids http://www.tollkids.de/paket_individuelle_wunschervuellung.html am 28.01.2012.

13 Die jüngsten Teilnehmer sind 1997 geboren.

14 Statistisches Bundesamt am 30.12.2011. <http://www.destatis.de/jetspeed/portal/cms/Sites/destatis/Internet/DE/Navigation/Statistiken/Bevoelkerung/GeburtenSterbefaelle/GeburtenSterbefaelle.psm1>

15 Geboren 1993 und 1988.

16 Ischinger, Caroline: Tortenschlacht war gestern. In: Süddeutsche Zeitung, 25. 02 2012.

17 <http://www.knallfrosch-kinderevents.de/wir-ueber-uns/wir-ueber-uns> am 15. 02.2012

Kindergeburtstag im Museum, die Organisation durch fremdsprachige Animatoren bei der Kinderparty - McDonalds wirbt mit pädagogisch wertvollen Spielen, die neben Spaß auch Wissen vermitteln sollen.¹⁸ Ohne eine kompetent ausgebildete Person, welche die Kinder betreut, erscheint der Kindergeburtstag kaum mehr möglich. Wissensvermittlung und pädagogische Aufbereitung des Festes spielen bei organisierten Kindergeburtstagen eine wachsende Rolle. Der Trend weist in eine unmissverständliche Richtung: Lebenswelten der Kinder im 21. Jahrhundert erwecken den Anschein, als ob es nicht mehr nur um Spiel, Spaß und Spannung geht, sondern um Bildung, Prestige und soziale Anerkennung. Wollen Eltern ihren Kindern am Geburtstag eine Freude mit einer perfekten Party machen oder entsteht ein Wettbewerb um den aufwändigsten Kindergeburtstag, den die Eltern für sich entscheiden wollen? Ist das Kind zum Statussymbol geworden? Kolonisieren Bildungsstreben und Statusdenken die Sphäre des Festlichen? Ein Beispiel ist der Nikolaustee für Kinder im Berliner Luxushotel Ritz Carlton.¹⁹ Dort wird „gespielt“, „gebastelt“ und „genascht“.²⁰ Parallelen zu den Kinderkränzchen im 18. Jahrhundert, aus denen der Kindergeburtstag entstanden ist,²¹ lassen sich feststellen. Dort lernten die Kinder der Oberschichten die Etikette und den Umgang in der gehobenen Gesellschaft.²² Wird den Kindern mit einem Nikolaustee im Luxushotel eine Freude bereitet, oder ist es der Wunsch der Eltern, die Kinder in gute Gesellschaft zu bringen, aus Angst vor dem sozialen Abstieg? Dieselbe Frage lässt sich beim Kindergeburtstag stellen: Wollen die Kinder wirklich ein riesiges Geburtstagsereignis? Oder werden sie und ihre Parties Prestigeobjekte und zeremonielle Gelegenheiten für die Eltern, den sozialen Status vorzuführen? Nicht nur die Veranstaltung an sich bietet Gelegenheit zur Darstellung der Kinder, sondern ebenso die Geschenke. Playmobil,

18 http://www.mcdonalds.de/familie_und_kids/mach_party.html#/parent1 am 15. 02.2012.

19 <http://www.gummibaerchencrew.de/kinderveranstaltungen/termine/nikolaustee-ritz-carlton-berlin/>

20 <http://www.gummibaerchencrew.de/kinderveranstaltungen/termine/nikolaustee-ritz-carlton-berlin/> am 10.02.2012.

21 Falkenberg, Regine: Kindergeburtstag. Ein Brauch wird ausgestellt. In Museum für Deutsche Volkskunde. Staatl. Museen Preuß. Kulturbesitz, 1984.

22 Friedemann Scholl, Katja Herzke: Warum feiern wir Geburtstag? München: Deutsche Verlagsanstalt, Verlagsgruppe Random House, 2007 S.25.

Lego und Barbie waren gestern, Eventgeschenke erfreuen sich einer immer größeren Beliebtheit. „Dschungelsafari“, „Tauchkurs“ oder „Erlebnisse im Hochseilgarten“ – Abenteuer, die speziell für Kinder konzipiert sind.²³

Was sind die Konsequenzen, die sich durch die fortschreitende Eventisierung ergeben? Rituale, wie Kerzen auspusten oder Geschenke auspacken, scheinen durch Mottoparties und Eventgeschenke in den Hintergrund zu treten – zumindest in bestimmten distinktionsbewussten Milieus. Der lebensbejahende Charakter eines Festes weicht dem Ansehen nach Prestige und sozialer Anerkennung. Die Einladung der Gäste – ein wichtiger Bestandteil in der Vorbereitungsphase des Festes – geht durch standardisierte Serienbriefe der Agenturen verloren. Es schwindet ein Teil der damit verbundenen Vorfreude auf das Fest. Events können von einer anderen Person genau so gebucht werden. Das Fest wird zu einem seriellen Produkt – vorgefertigt und austauschbar. Der persönliche Charakter und die Individualität weichen Modellen und Mustern. Ein Fest stärkt den Zusammenhalt und die Gemeinschaft. Von der Agentur gestellte Animateure, Clowns oder Betreuer sind dagegen fremde Personen, die zu der Festgemeinschaft keinen Bezug haben. Insgesamt ist also eine umfassende Enteignung der Festakteure zu registrieren.

Mehr Geburtstagsforschung – Ein Plädoyer

Der Geburtstag ist ein modernes Fest.²⁴ Seit wenigen Jahren erst lässt sich der Trend, aus einem Kindergeburtstag ein Event zu machen, feststellen. Empirische Untersuchungen darüber gibt es wenig. Der Atlas der Deutschen Volkskunde beschäftigte sich 1930 mit der Verbreitung von Namenstag und Geburtstag in den jeweiligen konfessionellen Gebieten,²⁵ 1982 widmete Regine Falkenberg ihre Dissertation einer Brauchstudie

23 <http://www.jochen-schweizer.de/besondere-geschenke/fuer-kinder,default,sc.html> am 26.02.2012.

24 Hopf, Droste, Marie-Luise: Der Geburtstag. Ein Beitrag zur Entstehung eines modernen Festes. Zeitschrift für Volkskunde, 75 1979 S. 229.

25 Boehm, Fritz: Geburtstag und Namenstag im deutschen Volksbrauch. Berlin und Leipzig: Walter de Gruyther & Co. 1938.

über Kinder und ihr Fest.²⁶ Durch die Eventisierung und der damit verbundenen Veränderung ergeben sich für die Volkskunde neue Aspekte und Fragen. Was ist die Motivation, Eventagenturen zu buchen? Gibt es eine bestimmte Personengruppe, die diese Angebote in Anspruch nimmt? Wie haben sich die Eventagenturen etabliert? Haben sie den Markt kreiert? Oder bedienen sie lediglich eine immer größer werdende Nachfrage, die von den Eltern ausgeht? Wie feiern Kinder am liebsten ihren Geburtstag? Interviews mit den Veranstaltern und mit Eltern, welche die Angebote in Anspruch nehmen oder sie bewusst ablehnen geben Aufschluss und sind bei einer weiteren Forschung sinnvoll. Ebenso Teilnehmende Beobachtungen bei Kindergeburtstagen, von Profis oder von den Eltern organisiert. Die Perspektive der Kinder darf nicht unberücksichtigt bleiben. Was ist ihnen wichtig? Wollen sie eine Riesen-Party, mit fremden Animatoren oder wollen sie mit ihren Eltern feiern? Welcher sozialen Logik folgt die Eventisierung?

Leonie Herrmann studiert an der Universität Augsburg Kunst- und Kulturgeschichte sowie Germanistik. Sie arbeitet am Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde als Studentische Hilfskraft.

²⁶ Falkenberg, Regine: Kindergeburtstag. Eine Brauchstudie über Kinder und ihr Fest. Dissertation, Philipps-Universität Marburg/Lahn, 1982.

Kinder im Museum - Museen für Kinder

Ein Überblick über museumspädagogische Angebote für Kinder und Jugendliche

von Daniela Schwarzmeier

„Der Mensch will nicht nur schauen,
er sehnt sich nach dem Schmecken, dem Riechen,
dem Hören und dem Fühlen.“¹

„Bitte nicht anfassen!“ und „Seid doch leise!“, das sind Sätze, die vor nicht allzu langer Zeit noch in den meisten Museen zu lesen und hören waren, resultierend aus einem Selbstverständnis als Musentempel und Ort der kontemplativen Versenkung. Dies hat sich mittlerweile gewandelt: Immer mehr Museen sehen sich heute als Dienstleister.² Sie wollen den Besuchern Raum geben für eigene Erfahrungen und dabei möglichst alle Sinne ansprechen.

Einhergehend mit dieser Entwicklung hat auch die Museumspädagogik seit den 1970er Jahren³ einen höheren Stellenwert erfahren, sorgt sie doch für eine größere Außenwirkung des Museums und steigende Besucherzahlen.⁴ Im Gegensatz zu den klassischen Aufgabenfeldern wie Sammeln, Bewahren, Dokumentieren und Forschen, bezieht diese das Publikum mit ein und dient dazu – zusammen mit den Sonderausstellungen – die Forschungsergebnisse

¹ Zitat aus dem Projekt „In Memoriam – Gedenkstätte für die Dauerausstellung“ des Exhibition Design Institute der Fachhochschule Düsseldorf. Präsentiert im Rahmen der Messe exponatec Köln 2011.

² Gribel, Albrecht: Den Besucher als Gast empfangen. In: Henker, Michael (Hg.): Alles Qualität...oder was? Wege zu einem guten Museum, 15. Bayerischer Museumstag, Ingolstadt 22.–24. Juli 2009. München 2010. S. 36.

³ So forderte man in den 70er Jahren „Kultur für alle“ und einhergehend mit einem Wandel vom Musentempel hin zum Lernort. Deutscher Museumsbund/Bundesverband Museumspädagogik e.V. u.a.(Hg.): Qualitätskriterien für Museen: Bildungs- und Vermittlungsarbeit, Berlin 2008, S. 6.

⁴ Bei Umfragen werden als Ursache für einen Besucherzuwachs museumspädagogische Aktivitäten neben verstärkter Pressearbeit und der Durchführung von Sonderausstellungen aufgeführt. Institut für Museumsforschung: Statistische Gesamterhebung aus den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2010, Materialien aus dem Institut für Museumsforschung Heft 65, Berlin 2011. S. 12.

den Besuchern zugänglich zu machen.⁵ Die Ausstellungsvermittlung richtet sich dabei an alle Gäste, unabhängig von Alter und Status, wobei im Folgenden vor allem die Angebote für Kinder im Mittelpunkt stehen sollen. Zusätzlich gibt es informative Hinweise und Internetlinks, um Studierenden, die sich später in diesem Berufsfeld betätigen wollen, Anreize für eine weiterführende Beschäftigung mit diesem Thema zu geben. Zu Beginn stehen die verschiedenen Führungsangebote für Kinder, Jugendliche oder Familien im Mittelpunkt, welche an vielen Museen bereits als obligatorisch angesehen werden. Bestehende Hemmschwellen werden dabei – vor allem mit Hilfe engagierter Kulturvermittler- und MuseumspädagogInnen – abgebaut.

Der nächste Abschnitt beschäftigt sich mit einer kindgerechten Ausstellungsgestaltung, für deren Umsetzung MuseumspädagogInnen im optimalen Fall bereits während der Ausstellungsplanung mit den Kuratoren zusammenarbeiten. So können sie dafür sorgen, dass auf die Bedürfnisse von kleinen Besuchern Rücksicht genommen wird. Die logische Weiterentwicklung einer altersgerechten Ausstellungsgestaltung, sind Museen, die sich explizit an ein junges Publikum richten. Diese Kindermuseen sollen zusammen mit den Science Centern – die ebenfalls in erster Linie heranwachsende Gäste ansprechen – im letzten Abschnitt behandelt werden.

Bei allen Aspekten liegt das Augenmerk dabei auf aktuellen Beispielen, wobei insbesondere das für Höchstädt entwickelte museumspädagogische Konzept Beachtung erfährt; weshalb an dieser Stelle Schloss Höchstädt kurz vorgestellt werden soll:

Schloss Höchstädt gehört zum ehemaligen Fürstentum Pfalz-Neuburg und verdankt seine Entstehung der Eheschließung des Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg mit der Herzogtochter Anna von Jülich-Kleve-Berg im Jahre 1574. Im Heiratsvertrag verpflichtete sich der Pfalzgraf, seiner Frau einen angemessenen Witwensitz bauen zu lassen. Daher wurde von 1589 bis 1602 an Stelle der alten Burg ein Neubau in den Formen der Spätrenaissance errichtet, in dem Herzogin Anna ab 1615 als Witwe lebte. Während ihr Sohn Wolfgang Wilhelm aus politischen Gründen Pfalz-Neuburg rekatholisierte, hielt sie in

⁵ Aufgaben eines Museums beschrieben in: Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland: Standards für Museen, Kassel, Berlin, 2., überarbeitete Auflage, 2006, S. 6–7.

Höchstädt am evangelischen Glauben fest, wovon noch heute die Ausmalung der Schlosskapelle zeugt. Nach dem Tod Annas 1632 diente das Schloss bis zur Übernahme durch die Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen 1979 nur noch untergeordneten Zwecken. Daher blieb viel von der ursprünglichen Erscheinung des Fürstensitzes erhalten, worüber heute eine ausführliche Baudokumentation im zweiten Obergeschoss Auskunft gibt. Daneben ist die Ausstellung zur Schlacht von Höchstädt 1704⁶ zu sehen, welche sich mit dem Spanischen Erbfolgekrieg und dessen Auswirkungen auf die ortsansässige Bevölkerung beschäftigt.

Zudem wurde nach umfangreichen Restaurierungsarbeiten ein Museum⁷ eröffnet, in dem die Welt der deutschen Fayence des 17. und 18. Jahrhunderts präsentiert wird. Der Ausstellungsrundgang bietet einen lebendigen Überblick über Geschichte und Technik der Fayence, informiert über Produktionsweise und Produkte der Manufakturen und macht die Bedeutung der Fayence für die Tafel- und Wohnkultur dieser Zeit anschaulich. Mitmach-Stationen für Groß und Klein, spielerische und sinnliche Elemente und Inszenierungen regen zum genauen Hinsehen und Ausprobieren an.

Obendrein sind wechselnde Ausstellungen des Bezirks Schwaben und der Stadt Höchstädt zu sehen, die sich mit kunst- und kulturgeschichtlichen Themen beschäftigen. Zu allen Ausstellungen gibt es – neben zahlreichen Kulturveranstaltungen – ein umfangreiches didaktisches Begleitprogramm, welches in einigen Fällen als Praxis-Beispiel dienen soll.⁸

6 Details und Katalog zur Ausstellung: Erichsen, Johannes/Heinemann, Katharina (Hg.): Brennpunkt Europa 1704, die Schlacht von Höchstädt. Ostfildern 2004.

7 Bildheft zum Museum Deutscher Fayencen „Über den Tellerrand...“: Ulrichs, Friederike/Piereth, Uta: Museum Deutscher Fayencen in Schloss Höchstädt, München 2010.

8 Im Zuge der Museumserneuerung wurde auch die Infrastruktur verbessert. So finden sich im Eingangsbereich nun Sitzgelegenheiten, Schließfächer und ein Museumsshop und es wurden zudem ein Café und ein museumspädagogischer Raum eingerichtet. Details zur Nutzungs- und Baugeschichte: Seitz, Reinhard: Das Fürstliche Renaissanceschloß zu Höchstädt an der Donau – seine Baugeschichte und seine (ost)europäischen Bezüge. Weifßenhorn 2009.

„Mehr erleben, mehr wissen!“ – Vermittlungsangebote für Kinder

In Deutschland gibt es über 6000⁹ Museen und selbst in vielen kleineren Häusern wird mittlerweile ein umfassendes Vermittlungsprogramm für Kinder aller Altersstufen, Familien, Schulkassen und Kindergärten geboten. Damit erfüllen die Museen ihre Aufgabe als außerschulische Bildungsinstitution. Gelten sie doch als Ort des lebenslangen Lernens,¹⁰ bei dem vor allem das originale Objekt – zum Ansehen und im optimalen Fall sogar zum Anfassen – im Mittelpunkt steht:

„Originale Gemälde betrachten, die Funktion alter Handwerksgeräte erforschen, ländliche Häuser erkunden, seltene Objekte in einem Museumsdepot entdecken oder im Team eine Ausstellung konzipieren – Schülerinnen und Schüler können im Museum mit allen Sinnen eine andere Welt erforschen, die ihnen in Schulbüchern oder im Klassenraum nicht zur Verfügung steht.“¹¹

Neben dem Vorteil der Authentizität der jeweiligen Objekte und Ausstellungsorte,¹² haben Museen den Vorzug, dass man dort, anders als in der Schule, keinem strengen Zeitgerüst unterworfen ist und der Besuch zudem auf Freiwilligkeit basiert. Auch die Vermittlungsmethoden sind vielfältiger und können frei gewählt werden: Meist partizipativ und erlebnisorientiert, ergänzt um anwendungsbezogene praktische Einheiten im Anschluss. Erprobte Vermittlungsformate sind etwa Theaterführungen, Mitmachführungen, Blicke hinter die Kulissen, Rateführungen mit Rätselbögen oder Taschen-

9 Das Institut für Museumsforschung gibt jährlich die „Statistische Gesamterhebung an den Museen in der Bundesrepublik Deutschland“ mit unterschiedlicher Schwerpunktsetzung heraus. So wurde, neben den oben erwähnten Zahlen, 2007 der Bereich Museumspädagogik/Ausstellungsvermittlung erhoben. Institut für Museumsforschung (Hg.): Statistische Gesamterhebung aus den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2007, Materialien aus dem Institut für Museumsforschung Heft 62, Berlin 2008. S. 7.

10 Jeder hat nach dem Modell des Lebenslangen Lernens das Anrecht auf kulturelle Teilhabe und Bildung und dies unabhängig von Alter, Herkunft, Bildung oder Einkommen. Deutscher Museumsbund e.V. (Hg.): Museen und Lebenslanges Lernen – Ein europäisches Handbuch. Berlin 2010. S. 11 f.

11 Deutscher Museumsbund/Fachverband für Kunstpädagogik u.a. (Hg.): schule@museum – Eine Handreichung für die Zusammenarbeit, Berlin 2011, S. 40.

12 Vor allem bei Burg- und Schlossmuseen, Gedenkstätten oder Industriemuseen ist das geschichtsträchtige Gebäude selbst ein Teil der Ausstellung.

lampenführungen (die einzelne Aspekte der Exponate hervorheben und den Blick auf Details lenken), um nur einige Möglichkeiten zu nennen.¹³

Als Praxis-Beispiel dient an dieser Stelle das didaktische Begleitprogramm in Schloss Höchstädt, wo zu den stattfindenden Dauer- und Sonderausstellungen zahlreiche Veranstaltungen für Kinder, Familien und Einzelbesucher realisiert werden. Die Angebote reichen dabei von Ferienbetreuung und Workshops über Fortbildungen für Lehrer- und KindergärtnerInnen bis hin zu Aktionstagen speziell für Leseanfänger. Letzteres Format trägt den Titel „Mit der Schloss-Schlange ABeCe durch das Höchstädter Schloss“ und ist in Form einer Buchstabensuche aufgebaut.

Die Erstklässler schauen im Museum Deutscher Fayencen „Über den Teller- rand...“ (so der Titel der Ausstellung) und finden bei der Mitmachführung heraus, was sich hinter einem Scherben, einem Bischof oder einer Muffel noch verbergen kann.¹⁴ Sie lösen, unterstützt von der Schloss-Schlange ABeCe, auch das Geheimnis der Fayence-Pantoffeln und des so genannten Brüderleskruges. Die Schlange begleitet dabei die gesamte Veranstaltung, bekommt bestimmte Aufgaben zugewiesen und tritt immer wieder punktuell auf. Dadurch wird sie für die Kinder zu einer Identifikationsfigur, ermöglicht einen emotionalen und altersgerechten Zugang zu den Inhalten und nimmt im optimalen Fall die Scheu vor den bisher unbekanntenen Räumen.

Das Konzept funktioniert dabei folgendermaßen: Die aus buntem Stoff gebastelte Schloss-Schlange ist hungrig und ihre am Bauch festgenähten Buchstabentaschen müssen daher mit neuen Wörtern gefüttert werden. Die dafür benötigten Karten (mit farbig markierten Anfangsbuchstaben) werden, von Raum zu Raum fortschreitend, in der Ausstellung gesucht und anschließend erklärt. Dabei begegnen die Leseanfänger den neu erlernten Buchstaben und schulen zugleich ihre Aufmerksamkeit. Im Vordergrund steht

¹³ Deutscher Museumsbund/Fachverband für Kunstpädagogik u.a. (Hg.): schule@museum – Eine Handreichung für die Zusammenarbeit, Berlin 2011. S. 43. Über 900 museumspädagogische Angebote finden sich in der vom Deutschen Museumsbund ins Leben gerufenen Datenbank „KulturGut vermitteln – Museum bildet!“ unter <http://www.museumbildet.de> am 31.1.2012.

¹⁴ Die Erklärung der Begriffe findet sich in: Ullrichs, Friederike/Piereth, Uta: Museum Deutscher Fayencen in Schloss Höchstädt, München 2010. Ein Bischof ist ein Bowlegefäß, eine Muffel ist eine schützende Tonkapsel im Brennofen und ein Scherben ist ein gebranntes Tonobjekt.

dabei das Verinnerlichen des Alphabets, dennoch sollen auch Begriffe aus dem Bereich der Fayenceherstellung und der barocken Lebenswelt in Erinnerung bleiben. Die eingesetzten aktivierenden und anschaulichen Methoden¹⁵ unterstützen den Lernprozess. Aufgelockert wird die Veranstaltung zudem durch eine praktische Einheit, eine gemeinsame Brotzeitpause und das „Füttern“ der Buchstaben-Schlange am Führungsende.

Um die oben genannten Angebote für Kinder und Jugendliche in der Region bekannt zu machen, gab es im Vorfeld von neuen Ausstellungen bereits des Öfteren Pilotprojekte, welche gemeinsam mit den umliegenden Schulen realisiert wurden. Beispielsweise hatten Schüler bei einem Workshop mit der Stiftung Zuhören¹⁶ die Gelegenheit, hautnah mitzuerleben, wie eine Ausstellung entsteht. Sie konnten die neu angelieferten Objekte aus nächster Nähe betrachten und sogar selbst in die Hand nehmen.¹⁷ Die Ergebnisse – unter professioneller Anleitung entstandene Audiodstücke – wurden in die Präsentation integriert und können nun von allen Besuchern angehört werden.

Neben solchen, mit Kooperationspartnern realisierten, Einzelveranstaltungen werden buchbare museumspädagogische Begleitprogramme angeboten, die sich von Kindern im Vorschulalter bis hin zu Jugendlichen höherer Klassenstufen richten. In diesen Museumsgesprächen werden die Ausstellungsthemen und -objekte anschaulich vermittelt; unterstützende Materialien zum Anfassen und Ausprobieren sprechen alle Sinne an und lassen auf diese Weise den Museumsbesuch zum Erlebnis werden. Die Ankündigung einer Mitmachführung für die Vorschule oder erste Klasse lautet beispielsweise wie folgt:

„Saubere Herrschaften?! – Von Schönheit und Reinlichkeit im Barock. Heute drehen wir zum Zähneputzen oder Waschen einfach den Wasserhahn auf. Doch wie hat das vor 200 Jahren mit der Toilette und dem Wasser funktioniert? Warum juckte es unter der Perücke und was hat

¹⁵ Etwa forschen, entdecken, rätseln, ausprobieren, gestalten etc.

¹⁶ Die Stiftung Zuhören ist eine Initiative des Bayerischen Rundfunks, die Regionen hörbar machen will und entsprechende Projekte fördert: <http://www.zuhoeren.de/schule-jugendeinrichtungen/die-welt-im-ohr/bayernhoeren.html> am 26.1.2012.

¹⁷ Die Handhabung der Originalobjekte erfolgte unter Anleitung einer Restauratorin, die den Umgang damit sachkundig erklärte. Zudem wurden aus konservatorischen Gründen Baumwollhandschuhe getragen.

es mit einer Flohfalle auf sich? Das sind nur einige Fragen, die wir in der Ausstellung klären, bevor wir in der Museumspädagogik einen wohlriechenden Badezusatz mischen.“¹⁸

Die am Ende des Zitates erwähnten handlungsorientierten Aktivitäten werden oft ergänzend zu den Führungen angeboten und bleiben den Kindern und Jugendlichen meist besonders nachhaltig in Erinnerung. Sie dienen dazu, künstlerische oder handwerkliche Techniken nachzuvollziehen und kreativ umzusetzen. Dafür können laut einer Umfrage des Deutschen Museumsbundes mittlerweile über 60% der Museen auf einen museumspädagogischen Raum zugreifen.¹⁹ Dieser wird an einigen Häusern thematisch zur aktuellen Ausstellung gestaltet und bietet sowohl eine inhaltliche Ergänzung als auch Platz zum praktischen Arbeiten. So wurde zum Beispiel für die Ausstellung „Jugendstil am Oberrhein“²⁰ des Badischen Landesmuseums Karlsruhe mit dem Jugendstil-Atelier eine offene Werkstatt geschaffen, deren Ausgestaltung einer Wohnsituation vor über 100 Jahren nachempfunden wurde. Kinder und Jugendliche konnten dort Handwerkstechniken aus der Zeit um 1900 ausprobieren, oder sich in historischen Gewändern fotografieren lassen. Auch zu den Sonderausstellungen in Schloss Höchstädt wird häufig ein Aktionsraum eingerichtet, der Groß und Klein zum eigenständigen künstlerischen Arbeiten anregen soll. So gestaltete man für die Kunstaussstellung „Aspekte einer Landschaft“,²¹ eine gemütliche Sitzecke und einen Werkraum mit Naturmaterialien aus. Dort konnten die Besucher eine bestimmte Facette der heimischen Landschaft zu Papier bringen (und einem bereits begonnenen Landschaftsmosaik beifügen) oder an einem großformatigen Landschaftsbild weitermalen. Diese Kunstwerke blieben während der gesamten Laufzeit

18 <http://www.schloss-hoechstaedt.de> am 10.02.2012 oder gedruckter Flyer für Schulklassen.

19 Laut einer Onlineerhebung des Deutschen Museumsbundes, an der sich 752 deutsche Museen beteiligt haben, können 60,2% auf einen eigenen museumspädagogischen Raum zugreifen <http://www.museumbildet.de> am 23.1.2012.

20 Die Ausstellung, mit einem umfangreichen Begleitprogramm und einem eigens eingerichteten Kinderatelier, fand vom 18.4.–9.8.2009 im Karlsruher Schloss statt. http://www.landesmuseum.de/website/Deutsch/Sonderausstellungen/Rueckblick/2009_-_Ausstellungen/Jugendstil_am_Oberrhein/Die_Ausstellung.htm am 1.2.2012).

21 Die vom Bezirk Schwaben in Schloss Höchstädt gezeigte Ausstellung „Aspekte einer Landschaft. Gegenwärtige Kunst in Schwaben“ war vom 2. April bis 19. Juni 2011 zu sehen. Informationen im Ausstellungsarchiv des Bezirks unter <http://www.bezirk-schwaben.de/fsg/index.php?id=55> am 10.2.2012.

ausgestellt und boten durch ihre stetige Veränderung einen Anreiz, die Ausstellung mehrmals zu besuchen. Eine andere Möglichkeit, die hausinterne Museumspädagogik zu präsentieren, ist es, einen dauerhaft eingerichteten museumspädagogischen Raum zu schaffen. So wie das JUGENDZimmer in der Villa Stuck, welches während der Museumsöffnungszeiten dazu einlädt, zu malen, zu basteln oder Kunstbücher zu studieren.²²

Auch für Schloss Höchstädt wurde im Zuge der Museumsneugestaltung ein fest eingerichteter Werkraum geplant. Im Vordergrund standen dabei eine zentrale Lage, die unmittelbare Nähe von Toiletten, eine Anschlussmöglichkeit für Waschbecken, einen Standplatz für den Brennofen und eine mobile und pflegeleichte Möblierung. Darüber hinaus bestand der Wunsch, einen Raum zu schaffen, der Platz für eine komplette Schulklasse bietet und zudem abschließbar ist, um in Ruhe arbeiten zu können und die anderen Besucher nicht zu stören. Seit der Eröffnung 2010 konnten die Kinder bereits eine große Bandbreite verschiedener künstlerischer Techniken ausprobieren, die zuvor bei den jeweiligen Führungen thematisiert worden waren. So wurde passend zum Thema „Kohlköpfe und Blätterwald – Natur auf Fayence“ mit buntem Herbstlaub auf Tonplatten gedruckt oder nach der Führung „Hell erleuchtet? – Wohnkultur im Barock“ eine Kerze gezo-gen.



Abb.1: Praktischer Teil zur Führung „Hell erleuchtet“

(Quelle: Daniela Schwarzmeier)

²² Details über die Neueinrichtung 2008 sind nachzulesen bei: Buhrs, Michael: 40 Jahre Villa Stuck. Künstlerhaus aus der Zeit um 1900 und Museum für das 21. Jahrhundert. In: Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen (Hg.): Museum heute, Fakten–Tendenzen–Hilfen. Nr. 35, München 2008, S. 23.

Von Koffern und anderen Dingen – Unterrichtsmaterialien für Kindergarten und Schule

Nicht immer werden die von Museumspädagogen begleiteten Angebote wahrgenommen. Vielmehr planen zahlreiche Lehrkräfte den Museumsbesuch ihrer Schulklassen in Eigenregie. Daher geben immer mehr Häuser Lehrkräften und Erziehern Anweisungen an die Hand, wie ein individuell gestalteter Besuch sinnvoll vorbereitet und realisiert werden kann. So hält beispielsweise das Badische Landesmuseum auf seiner Homepage Hinweise für den Museumsbesuch bereit²³ und die Bonner Museen haben, resultierend aus einem „Projekt zur Entwicklung kultureller und übergreifender Kompetenzen in Museen“, ein Museumscurriculum für Grundschüler verfasst.²⁴ In diesem werden die notwendigen Verhaltensregeln während eines Ausstellungsrundganges erläutert und es wird auf den Nutzen eingegangen, den die Kinder daraus ziehen:

„Jedes Museum ist ein riesiges ‚Lernarrangement‘, gebildet aus zahlreichen authentischen, originalen Objekten. Ganz gleich, welchen Sammlungsschwerpunkt das Museum hat – immer fordern die Dinge ihre Betrachter dazu heraus, sich selbst zu befragen, mitgebrachtes Wissen und Erfahrungen zu aktivieren, um sie in all ihren Besonderheiten wahrzunehmen, sie zu beschreiben, zu analysieren und über sie zu reflektieren. Hierbei helfen verschiedene Informationsquellen, MuseumspädagogInnen, handlungsorientierte Materialien, Anschauungs- und Anfassobjekte. [...] Lernen im Museum ist immer fächerübergreifend! Jedes Objekt wirft ein Bündel von Fragen und Themen auf, die im Lehrplan ganz unterschiedlichen Fächern angehören. So wird die Komplexität der Welt, die Unterschiedlichkeit, ja Einzigartigkeit von Dingen, Menschen und Kulturen an konkreten Beispielen erfahrbar und verständlich. Die Basis eines verstehenden und gestaltenden, wertschätzenden und schonenden Umgangs mit (Um-)Welt und Mitmenschen kann sich langsam entwickeln, eine interkulturelle Bildung wird grundgelegt.“²⁵

23 http://www.landesmuseum.de/website/dyndata/Eigenregie-Merkblatt_fuer_Lehrer.pdf am 27.1.2012.

24 Kunstmuseum und LVR-Museum Bonn (Hg.): Bonner Museumscurriculum für Grundschülerinnen und Grundschüler. Ein Projekt zur Entwicklung kultureller und übergreifender Kompetenzen im Museum, Bonn, 2010.

25 Ebd. S.7.

Um dem Museumsbesuch in Eigenregie für die Schulklassen noch sinnhafter zu gestalten, stellen immer mehr Häuser zudem im Internet oder Museumsshop Unterrichtsmaterialien zur Verfügung. Beispielsweise haben Wissenschaftler und Pädagogen für die Sonderausstellung „Schlacht von Höchstädt 1704“ ein didaktisches Begleitheft²⁶ entwickelt und auch zum Museum Deutscher Fayencen wurde eigens ein altersgerecht strukturierter Projektkoffer²⁷ für Schulklassen und Kindergärten konzipiert und im Vorfeld bereits mit verschiedenen Projektgruppen ausprobiert.

Der Koffer beinhaltet, neben einer CD mit wissenschaftlichen Hintergrundinformationen und Fühlproben des keramischen Ausgangsmaterials auch Abbildungen, Informationen zum Museumsbesuch und bereits fertig ausgearbeitete Einheiten, inklusive Arbeits- und Lösungsblätter. Letztere können dabei eins zu eins übernommen oder fachbezogen weiterentwickelt werden. Die Lehrkraft kann zudem eigenständig entscheiden, wie der Museumsbesuch in den schulischen Ablauf einzubetten ist. Wobei die Konzeption des Projektkoffers vor allem zum fächerübergreifenden Arbeiten ermuntert – vor- oder nachbereitend zu einem Museumsbesuch, in Zusammenhang mit einem oder mehreren Projekttagen. Ausgeführt sind etwa methodisch variierende Ideen für die Fächer Chemie, Deutsch, Geschichte, Kunst, Mathematik und Wirtschaft. So wird beispielsweise in Chemie (achte Klasse Realschule oder Gymnasium) das Planen, Durchführen und Auswerten von Experimenten behandelt und die Aspekte Silizium, Oxidation, chemische Bindungen, Gitterstrukturen, Stoffe und ihre Eigenschaften, materielle Prozesse, induktive Herleitungen und deduktive Entwicklungen einbezogen. In Geschichte kommen hingegen folgende Themen zum Tragen: Kultureller und wirtschaftlicher Austausch zwischen Orient und Okzident, Europäisierung der Erde als Vorstufe zur modernen Globalisierung, Barock, Absolutismus, Arbeit mit Quellen sowie Ess- und Tischkultur als Beispiel für kulturellen Wandel und Alltag in der Frühen Neuzeit. Ähnliche Angebote

26 Akademie für Lehrerfortbildung und Personalführung Dillingen, Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen München (Hg.): Brennpunkt Europa 1704. Die Schlacht von Höchstädt. Wege durch die Ausstellung. Didaktisches Begleitheft. Dillingen/München 2004. S. 7.

27 Bayerische Verwaltung der Staatlichen Schlösser, Gärten und Seen (Hg.): „Über den Tellerrand...“ Projektkoffer für Schulen zum Museum Deutscher Fayencen. München/Höchstädt 2010.

finden sich auf der Homepage des Badischen Landesmuseums. Dort gibt es, nebst käuflich zu erwerbenden Unterrichtsmaterialien, auch Einheiten zum kostenfreien Download, etwa zu den Themen „Leben und Arbeiten um 1800“ oder „Alltag und Freizeit seit 1960“. Desweiteren wird dort eine Anleitung für das Vermittlungskonzept „Schüler führen Schüler“ bereitgestellt.²⁸

Wie man an den Beispielen sieht, bieten heute zahlreiche Häuser die Möglichkeiten, einen Ausstellungsbesuch gelungen in den Schulalltag zu integrieren und die Programme leisten einen wichtigen Beitrag dazu, ein Museum als besonderen Lernort zu begreifen und die Vertrautheit mit dieser kulturellen Einrichtung zu fördern.

Kinderspaß im Museum – Betreuungsangebote in den Ferien

Viele Museen realisieren mittlerweile auch in den Schulferien stunden- bzw. tagesweise Angebote für Kinder zu unterhaltsamen Themen, welche gerade von berufstätigen Eltern gerne genutzt werden. Organisiert werden diese Ferienangebote – bei denen sich theoretische und praktische Inhalte abwechseln – entweder eigenständig oder eingegliedert in das regionale Ferienprogramm. Letzteres ist etwa auf Burg Prunn der Fall. Dort werden gemeinsam mit der Stadt Riedenburg an mehreren Tagen in den Sommerferien Veranstaltungen angeboten, bei der die Kinder Leben und Arbeitstechniken des Mittelalters selbst ausprobieren können:

„Wir begeben uns auf Zeitreise ins Mittelalter und erfahren, wie die Burgbewohner damals gelebt haben: Wer wohnte auf einer Burg? Was war wichtig auf einer Burg? Wo ging ein Ritter aufs Klo? Wie wurde der Knappe zum Ritter und was brauchte er für seine „Arbeit“? Wie müssen wir uns die Kleidung der Frauen vorstellen? Das sind nur einige der Fragen, die wir bei spannenden Führungen enträtseln werden. Danach bleibt immer noch genügend Zeit, um das Leben auf einer Burg selbst auszuprobieren: Wir schreiben beispielsweise mit einem echten Federkiel, nähen eine „Geldkatze“ aus Leder, weben Stoff, entwerfen unser eigenes Wappen und veranstalten ein feierliches Rittermahl.“²⁹

28 http://www.landesmuseum.de/website/Deutsch/Museumspaedagogik/Schule_und_Museum/Materialien/Handreichungen.htm am 27.1.2012.

29 <http://www.schloesser.bayern.de/deutsch/schloss/objekte/prunn.htm> am 1.2.2012.

An anderen Häusern wird ein ähnlich ambitioniertes Ferienprogramm geboten, sei es im Neandertalmuseum³⁰ in Mettmann oder im Potsdamer Museum Fluxus-Plus, wo es eine große Auswahl an verschiedenen Kunstkursen gibt.³¹ Auch zu den Ausstellungen in Schloss Höchstädt werden – in Kooperation mit Stadt oder Kreisjugendring – vielfältige Angebote realisiert, die zum Teil mehrere Tage umfassen. Dieses Jahr heißt es etwa zur Ausstellung „Via Romana – Schwaben zur Römerzeit“:

„Könnt ihr euch vorstellen mit Nüssen oder Steinen zu spielen oder mit Tierknochen zu würfeln? Die Kinder in der Römerzeit kannten eine Menge Spiele für draußen und drinnen. Sie hatten Abzählreime, ließen Drachen steigen und spielten Brett- oder Würfelspiele. Einige dieser Spiele werden wir nach einer spannenden Mitmachführung – bei der wir interessantes über das Leben der Kinder im römischen Reich erfahren – gemeinsam ausprobieren.“³²

Schmecken, riechen, fühlen – Familienführungen für Groß und Klein

Auch außerhalb der Ferien gibt es in vielen Museen Vermittlungsangebote speziell für Kinder. Diese finden meist an den Wochenenden statt und bieten Kindern und deren Eltern oder Großeltern – sei es aus der Region oder von weiter her – ein spannendes Mitmachprogramm, oft bestehend aus einem Führungsgespräch mit einer praktisch-kreativen Einheit im Anschluss. Beworben werden die Veranstaltungen etwa über die Homepage oder über separate Quartalshefte. So druckt das Badische Landesmuseum Karlsruhe oder die Bayerische Verwaltung der Staatlichen Gärten, Schlösser und Seen bereits seit mehreren Jahren umfangreiche Broschüren mit dem jeweiligen Begleitprogramm.

Zudem werden die Angebote mittlerweile immer häufiger in Datenbanken eingestellt, um den Besuchern – seien es Eltern oder Lehrkräfte – die Planung

³⁰ <http://www.neanderthal.de/bildung-forschung/steinzeitwerkstatt/ferienveranstaltungen/index.html> am 26.1.2012.

³¹ <http://www.fluxus-plus.de/Ferienprogramm.html> am 26.1.2012.

³² <http://www.vg-hoechstaedt.de/hoechstaedt/kultur/schloss.shtml> am 6.2.2012.

zu erleichtern. Ein Beispiel hierfür ist die Seite „komm-museum“,³³ welche der Museumsverband für Niedersachsen und Bremen gemeinsam mit dem Arbeitskreis Museumspädagogik Nord entwickelt hat und auf der man alle in der Region durchgeführten pädagogischen Programme aufgelistet findet. Ganz nach dem übergeordneten Motto: „Rein ins Museum, ran ans Original.“ Wie eingangs bereits erwähnt, werden in vielen Objekten der Bayerischen Schlösserverwaltung regelmäßig Familienführungen angeboten, bei denen Eltern gemeinsam mit Ihren Kindern unterschiedliche Aspekte des Museums erforschen können – unter anderem auch in Schloss Höchstädt. Begonnen wird die Führung dort mit einer Begrüßung im Innenhof oder Foyer. Dabei werden die notwendigen Verhaltensregeln im Museum angesprochen und verständlich erklärt. Nach einer Vorstellungsrunde erhält jedes Kind (und auch die Erwachsenen, wenn sie wollen) ein Kissen für den weiteren Führungsverlauf. Auf diese können sich die Teilnehmer an den jeweiligen Stationen setzen. Das fördert die Konzentration, sorgt für mehr Ruhe in diesen meist doch sehr heterogenen Gruppen und hält den Blick auf die Objekte frei.

Als Beispiel für eine Themenführung sei hier „Unglaubliches aufgetischt – Tafel-Erlebnisse vor 250 Jahren mit Fayence, Zucker und Stoff“ beschrieben. Ziel ist es, anhand von wenigen ausgewählten Objekten, einen Einblick in die Tischkultur des Barock zu erhalten. Nach einer Einheit rund um das Thema „Geschirr aus unterschiedlichen Materialien“ geht es an der barock eingedeckten Tafel um folgende Fragen: Wie wurde der Tisch gedeckt? Welche Speisen gab es? Wer musste wen bedienen? Welche Regeln der sogenannten Tischzuchten gelten noch heute? Dabei werden die Besonderheiten des gedeckten Tisches gemeinsam herausgearbeitet und die Unterschiede zu heute erklärt. Dazu hält die MuseumspädagogIn einen Führungskorb als didaktisches Hilfsmittel bereit. Darin finden sich Dinge zum Anfassen, (Vor-) Lesen, Rätseln und Ausprobieren. Aufgelockert wird dieser Führungsteil zudem durch verschiedene praktische Einheiten, etwa durch das Falten einer Serviette nach historischer Anleitung oder das symmetrische Decken eines Tisches. Wahrnehmungsfähigkeit und genaues Sehen werden hierbei ebenso geschult wie die historische Kompetenz.

³³ <http://www.komm-museum.de> am 23.1.2012.

Für weitere Erläuterungen nehmen die Kinder vor einer Vitrine Platz, deren Schwerpunkt auf dem opulent inszenierten Dessertgang liegt. Der feudale Nachttisch stand oft unter einem bestimmten Motto. Die dazu passenden Objekte wurden anfänglich aus Tragant oder Marzipan geformt, später jedoch aus Fayence gefertigt. Zu finden waren auf diesen Tafeln zudem sogenannte Tischescherz, die uns auch in der Ausstellung begegnen und dort erklärt werden.³⁴ Eingebettet in Erzählungen rund um den Nachttisch werden die Kinder danach aufgefordert, sich ein Motto für eine eigene Tafelinszenierung zu überlegen. Außerdem wird an dieser Stelle durch Objekte zum Anfassen und Riech- und Geschmacksproben eine Überleitung zum späteren praktischen Teil geschaffen: einem Tischescherz aus selbst gemachtem Marzipan, der andere zum Lachen oder Staunen bringen soll. Dazu schnuppert man an Rosenwasser, zerstößt Zuckerklumpen und probiert, wie ein Holzmodell funktioniert. Die in der Führung bereits durchgesprochene Herstellung von Marzipan wird in der Museumspädagogik im Anschluss praktisch umgesetzt. Dazu werden die Zutaten noch einmal vorgestellt und die anfallenden Arbeitsschritte ausprobiert.³⁵ Aus Puderzucker, gemahlenden Mandeln und Rosenwasser wird dann in Kleingruppen die Marzipanmasse geknetet und anschließend von jedem ein essbarer Tischescherz geformt, der beim nächsten Familienessen am Tisch für Erheiterung sorgen soll – und im optimalen Fall zu einem Gespräch über das Museum führt.

Mit Taschenlampe ins Museum – Angebote von Museumsdiensten und museumspädagogischen Zentren

Wenn ein Museum keine eigene museumspädagogische Abteilung zur Durchführung seines Begleitprogrammes unterhalten kann oder will, besteht die Möglichkeit, stattdessen mit einem museumspädagogischen Zentrum zusammenzuarbeiten. Diese, außerhalb der Museen angesiedelte Stelle,

³⁴ Beispielsweise ein Tischbrunnen in Form eines Delphins, der gerade von einem Adler angegriffen und getötet wird. Das Blut, das bei diesem Angriff strömte, hat man wahrscheinlich mit Hilfe von Rotwein dargestellt, den man – vermutlich durch eine raffinierte Hydraulik – aus dem Brunnen sprudeln lies. Ulrichs, Friederike/Piereth, Uta: Museum Deutscher Fayencen in Schloss Höchstädt, München 2010. S.107.

³⁵ Mandeln blanchieren, häuten und hacken, Zucker zerstoßen, Rosenwasser unterrühren.

fungiert als zentraler Dienst und bespielt mehrere Häuser gleichzeitig. Bekannte Einrichtungen in Deutschland sind beispielsweise das in den 1970er Jahren gegründete Museumspädagogische Zentrum München (MPZ), der Museumsdienst Köln oder das Kunst- und Kulturpädagogische Zentrum Nürnberg (KPZ). Daneben gibt es noch Anbieter in Berlin, Kassel, Hamburg, Osnabrück und Stuttgart.³⁶ Die Aufgaben dieser Institutionen sind

„die Bildungsarbeit der Schulen und anderer Bildungseinrichtungen durch Unterricht, Führungen und andere Veranstaltungen in Zusammenarbeit mit den Museen, Sammlungen und Ausstellungen [...] zu unterstützen und didaktische Programme für unterschiedliche Zielgruppen anzubieten.“³⁷

Dazu werden Angebote für Kindergärten und Schulklassen – angepasst an den Lehrplan – erarbeitet, welche auf die jeweiligen Bedürfnisse und Voraussetzungen der Kinder zugeschnitten sind. Erlebnis, Spaß und Kreativität, verbunden mit zielgerichtetem Lernen und Tun, stehen dabei im Mittelpunkt. An den Ausstellungsbesuch schließen sich auch hier häufig handlungsorientierte Aktivitäten an, etwa Zeichnen, Malen, Werken, szenisches Spiel oder naturwissenschaftliches Experimentieren.

Dabei können Kinder die Programme der museumspädagogischen Zentren auch außerhalb des Klassenverbandes nutzen. Die Möglichkeiten reichen vom Kindergeburtstag über Mitmachführungen, bis hin zu Ferienprogrammen und Vorlesestunden im Museum. Auch „Audiotouren und Rucksäcke, mit allem drin was Museumsentdecker brauchen“,³⁸ können mittlerweile entliehen werden. Somit bieten die museumspädagogischen Dienste ein ähnlich breites und pädagogisch fundiertes Programm wie große Museen mit fest angestellten MuseumspädagogInnen und sind daher eine gute Alternative.

36 Die Links zu allen Museumsdiensten sind zu finden unter: <http://www.mpz.bayern.de/links/museumsdienste-deutschland/index.html> am 23.1.2012

37 <http://www.mpz.bayern.de/das-mpz/aufgabenbereiche/index.html> am 6.2.2012

38 Stadt Köln, Museumsdienst Köln (Hg.): Wir machen Programm, Ausgabe Nr. 2, Juli bis Dezember 2011. Köln 2011, S. 3.

Ist ein Museumsbesuch cool? – Pädagogische Programme für Jugendliche

Viele der bisher genannten Angebote richten sich hauptsächlich an Kinder zwischen sechs und zehn Jahren. Zusätzlich wurden von einigen Häusern in den letzten Jahren spezielle Veranstaltungsformate entwickelt, um auch ältere Kinder und Jugendliche stärker an das jeweilige Haus zu binden und sie schon in jungen Jahren an die Museumsarbeit heranzuführen. Beispielsweise bietet das Frankfurter Städel in seinem KinderKunstClub die Möglichkeit,

„Museen, Ausstellungen und die eigenen künstlerischen Fähigkeiten zu entdecken, hinter die Kulissen [...] zu schauen und eigene Kunstprojekte zu realisieren. [...] Alle, die noch mehr sehen und erleben möchten, [...] erfahren, wie die Bilder an die Wand kommen, wo das Licht angeht, wie die Künstler arbeiten, wo der Direktor sitzt und wie man eine Skulptur restauriert.“³⁹

Ähnliche Angebote für Jugendliche haben unter anderem das MMK Frankfurt mit „Meeting MMK“,⁴⁰ das Museum Kunstpalast in Düsseldorf mit den „Kunstfans“⁴¹ oder die Kunstsammlung Nordrheinwestfalen⁴² realisiert. Auch dort besteht in regelmäßigen Abständen die Möglichkeit, Künstler und Kuratoren zu treffen, zu diskutieren und das Programm teilweise selbst mitzugestalten. Gefeiert wird natürlich auch, bei Vernissagen und exklusiven Museumspartys mit DJs und geladenen Künstlern.

Ganz auf diese junge Zielgruppe zugeschnitten dienen hierbei vor allem web 2.0 basierte Kommunikationskanäle als Informationsmittel. Die Teilnehmer und Organisatoren der Veranstaltungen sind etwa auf Facebook, Twitter und flickr aktiv, erstellen Videos für Youtube oder bloggen.⁴³ Das geht sogar so

39 Der Kinderkunstclub richtet sich an Kinder bis 13 Jahren. <http://www.staedelmuseum.de/sm/index.php?StoryID=1180> am 13.1.2012.

40 <http://www.mmk-frankfurt.de/de/vermittlung/meeting-mmk> am 24.1.2012.

41 <http://www.smkp.de/bildung-paedagogik/erwachsene/kunstfans.html> am 24.1.2012.

42 Die Kunstsammlungen NRW betreiben unter anderem die Häuser K21 und K22, in denen ein umfangreiches Programm für Kinder und Jugendliche geboten wird. <http://www.kunstsammlung.de/teilnehmen/zielgruppen/jugendliche.html> am 24.1.2012.

43 <http://www.juedisches-museum-blog.de/> am 24.1.2012.

weit, dass manche Museen – darunter der Kunstpalast Düsseldorf, auf ihrer Homepage in einer extra Rubrik sämtliche Social Media Aktivitäten auflisten.⁴⁴ Weitere webbasierte Angebote, mit denen man versucht, die Nutzer emotional an das Haus zu binden, sind virtuelle Rundgänge,⁴⁵ Audioguides,⁴⁶ Spielseiten⁴⁷ und die Präsentation museumspädagogischer Projekte. Letzteres ist auf der Homepage von Schloss Höchstädt der Fall. Als Pilotprojekt zur Ausstellungseröffnung hatten eingeladene Schulklassen die Möglichkeit, sich eingehend mit den gezeigten Exponaten zu beschäftigen, das jeweilige Lieblingsstück herauszugreifen und dieses künstlerisch zu bearbeiten. Die dabei entstandenen Fotocollagen, Geschichten, Gedichte und Zeichnungen wurden auf die Internetseite gestellt. Da das Projekt weiterläuft, haben auch in Zukunft interessierte und vor allem kreative Besucher die Möglichkeit, Beiträge einzuschicken. So wie etwa die neunjährige Antonia aus München, die über einen Fayencepantoffel aus der Manufaktur Kellinghusen folgendes Gedicht verfasste:

„Der Fayenceschuh
Ich bin ein Schuh fast wie aus Porzellan.
Seht mich doch mal alle an!
Nehmt mich doch mal in die Hand,
dann seht ihr: ich bin elegant.
Ich bin überall kunterbunt
und innen und außen kerngesund.
Ich bin kein Paar, nur einer,
getragen hat mich keiner.“⁴⁸

Bitte Anfassen! - Kindgerechte Ausstellungsgestaltung

Zusätzlich zu den betreuten pädagogischen Angeboten gehen immer mehr Museen dazu über, in die Sonder- oder Dauerausstellungen altersgerechte Stationen oder Hands-on zu integrieren. Diese bieten die Möglichkeit, sich auf spielerische Weise mit dem Ausstellungsthema auseinanderzusetzen und

44 <http://www.smkp.de/mkp-20.html> am 24.1.2012.

45 <http://www.deutsches-museum.de/ausstellungen/kinderreich/> am 24.1.2012.

46 <http://www.museenkoeln.de/rautenstrauch-joest-museum/default.asp?s=1209> am 25.1.2012.

47 <http://www.naturkundemuseum-kassel.de/kinderseite/basteln-spielen/index.php> am 24.1.2012.

48 <http://www.schloss-hoechstaedt.de/deutsch/kinder/kreativ/index.htm> am 25.1.2012.

regen die kleinen Besucher zum eigenständigen Experimentieren und Rätseln an.⁴⁹ Um eine gelungene Umsetzung zu gewährleisten, werden im optimalen Fall die zuständigen MuseumspädagogInnen bereits in der Planungsphase miteinbezogen. Diese sind dann unter anderem dafür verantwortlich, dass man die Texte oder Audioführer am Ende besucherfreundlich formuliert und ausgewählte Ausstellungsobjekte, Hands-on und Texte für Kinder in der richtigen Höhe anbringt. An vielen Häusern werden mittlerweile gar eigene Kinderpfade durch die Ausstellung kreiert, die es mit einem Rätselheft, einer Detektivfolie⁵⁰ oder einem altersgerechten Audioführer zu erkunden gilt, wobei die Routen häufig von einer Art Maskottchen begleitet werden. So führt die gezeichnete Fliege Willy durch das Wallraf-Richartz Museum,⁵¹ in den Staatlichen Museen zu Berlin erklärt der Comic-Junge Paul den Kindern die Weltreligionen⁵² und in Schloss Höchstädt kennzeichnet die Schildkröte Kassiopeia Maria⁵³ die Kinderstationen des Museums Deutscher Fayencen. Als Inspiration für die letztgenannte Figur diente eine Butterdose in Form einer Schildkröte.⁵⁴ Diese stammt aus dem Jahre 1775 und steht als Original im letzten Raum des Ausstellungsrundganges. Auf dem Weg dorthin begegnen einem in jedem Raum unterschiedlich schwierige Rätselstationen, die sich vor allem an Kinder zwischen sechs und zwölf Jahren richten und diese zum Denken, Hinsehen und Ausprobieren einladen. So gibt es etwa im ersten Ausstellungsraum, der unter anderem die barocke Tischkultur thematisiert, die Möglichkeit, das symmetrische Eindecken einer Tafel zu üben. Eine weitere Station in diesem Raum erklärt die Unterschiede der keramischen Materialien. An ihr lässt sich veranschaulichen, dass sich beispielsweise

49 Fiesser, Lutz/Kiupel, Michael: Interaktive Exponate – Mehr als eine Attraktion für Kids. In: Phänomente e.V. (Hg.): Schriftenreihe zu interaktiven Lernen, Nr. 2, Flensburg o. J., S.2.

50 So eine Folie ist beispielsweise in Höchstädt im Einsatz. Sie lässt den Lösungstext sichtbar werden, welchen man mit dem bloßen Auge nicht entziffern kann.

51 Wallraf-Richartz-Museum & Fondation Corboud und Museumsdienst Köln (Hg.): Mit Willy unterwegs im Wallraf, Junior 8+, Köln o. J.

52 Paul hat mittlerweile sogar eine eigene Kinderbuchreihe erhalten, die in den nächsten Jahren weiter ausgebaut werden soll. Staatliche Museen zu Berlin, Besucher-Dienste (Hg.): Paul und die Weltreligionen, Buddhismus, München 2010.

53 Die magentafarbene stilisierte Schildkröte wurde im Vorfeld der Ausstellungseröffnung von einer Schulklasse auf den Namen Kassiopeia Maria von Höchstädt getauft.

54 Informationen zur Schildkröte, die es im Museumshop auch als verkleinerte Replik zu kaufen gibt, sind nachzulesen in: Ulrichs, Friederike/Piereth, Uta: Museum Deutscher Fayencen in Schloss Höchstädt, München 2010. S. 132.

Terrakotta rauer anfühlt als Porzellan, Gefäße beim Brand unterschiedlich schrumpfen, bis auf eine Ausnahme alle undurchsichtig sind und zudem verschiedenartig klingen.



**Abb. 2: Kinder probieren eine Mitmachstation
im Museum Deutscher Fayencen**

© Bayerische Schlösserverwaltung; www.schloesser.bayern.de

Generell bleibt anzumerken, dass hier keine Rätselstationen vorgesehen waren, die den Museumsrundgang der Kinder beschleunigen,

„sondern etwas, das für sie attraktiv und knifflig genug ist, sich parallel zum Tempo der Erwachsenen in den jeweiligen Räumen zu halten. Nicht wirklich überraschend ist die Tatsache, dass auch erwachsene Besucher oft genug gerne und gezielt die magentafarbenen markierten Kinderstationen ansteuern.“⁵⁵

55 Piereth, Uta: „Über den Tellerrand“, Schloss Höchstädt und sein Museum Deutscher Fayencen. In: Museum aktuell, Die Zeitschrift für Ausstellungspraxis und Museologie im deutschsprachigen Raum, Nr. 178 (März), München 2011, S.43.

Neben der Kinderspur sind noch weitere Elemente in die Museumsinszenierung eingebettet, die Kinder und Jugendliche genauso ansprechen wie Erwachsene: Vertiefungseben mit erläuternden Texten und Bildern, die sich an einem Keramikhenkel aus Schubladen ziehen lassen und sich mit den im Barock aufkommenden Modegetränken Kaffee und Tee ebenso beschäftigen wie mit der Frage nach der Bedeutung des Mopses in der damaligen Zeit. Zeittypische Zitate an den Wänden und Sprichwörter, deren Erklärungen in einer darunterliegenden Ebene erst durch das Drehen von Holzscheiben lesbar werden, laden zum Nachdenken und Schmunzeln ein. Eine überdimensionierte Tasse beherbergt die Kissen für die Kinderführungen durch das Museum und dient zugleich als „Ruheinsel“, ebenso wie eine Parkbank im Themenraum zu Natur und Kultur im Barock oder eine orientalische Sitzzecke im Raum über Kaffee und Tee, in der an manchen Tagen zur Märchenstunde geladen wird.

Mitmachausstellungen für alle – Kindermuseen

Neben einzelnen kindgerechten Mitmachstationen in Ausstellungen, die vordergründig auf ein erwachsenes Publikum abzielen, gibt es eine steigende Zahl von Museen, die sich ausschließlich an Kinder richten.⁵⁶ Ihre Aufgabe sehen diese Einrichtungen dabei folgendermaßen:

„Kindermuseen [...] sind lebendige Kulturorte, die das Lernen zum Spiel machen. [...] Kinder- und Jugendmuseen sind Kreativitätsversorger. Sie stellen Know-how, ungewöhnliche Lernwelten und Raum und Zeit zur Verfügung, um stress- und angstfrei zu lernen. Sie haben oft keine eigenen Sammlungen, sondern sammeln Ideen und Themen, die sich mit den unterschiedlichsten Wissensgebieten auseinandersetzen: von den Naturwissenschaften bis zur Kulturgeschichte präsentieren sie alles, was Kinder interessiert.“⁵⁷

Ausgehend von den USA, Schweden und Großbritannien fand diese Art von Museum auch in Deutschland immer größeren Zuspruch und so ist

⁵⁶ Unter der Frage „Was ist ein Kindermuseum?“ wird auf der Seite des Kindermuseums Nürnberg auf die Historie dieser Einrichtungen eingegangen. http://www.kindermuseum-nuernberg.de/cms/front_content.php?idcat=38 am 23.1.2012.

⁵⁷ http://www.bv-kindermuseum.de/wir_ueber_uns.htm am 6.2.2012

es nicht verwunderlich, dass es in den letzten 30 Jahren zu zahlreichen Neugründungen kam.⁵⁸ Darunter das JuniorMuseum, welches dem Museum „Rautenstrauch-Joest – Kulturen der Welt“ in Köln angehört und vom Kölner Museumsdienst 2011 eigens für junge Besucher konzipiert wurde.⁵⁹ Neben der Dauerausstellung, in der fünf Kinder aus unterschiedlichen Ländern über ihren Alltag erzählen, gibt es dort immer wieder Sonderschauen, die gemeinsam mit Kindern und Jugendlichen erarbeitet werden.

Ein ähnliches Konzept verfolgt auch die JungeKunsthalle,⁶⁰ welche in der Kunsthalle Karlsruhe beheimatet ist und in erster Linie Kunstausstellungen für Kinder und Jugendliche realisiert. Weitere eigenständig fungierende Kindermuseen finden sich etwa in Berlin, München, Nürnberg oder Wien, wo mit dem ZOOM-Kindermuseum⁶¹ eine der größten Einrichtungen dieser Art existiert, die auch regelmäßig viel beachtete Sonderschauen entwickelt. Zusammen mit dem Kindertheater Dschungel⁶² bezieht es im Wiener Museumsquartier⁶³ mit seinen traditionsreichen Ausstellungshäusern Kunsthalle, Museum Ludwig und mumok eindeutig für Kinderkultur Position. Die aktuelle Präsentation trägt den Titel „Achtung Baustelle!“ und wurde als Mitmach-Ausstellung für Kinder von sechs bis zwölf Jahren konzipiert. Die Besucher können dort erfahren, welche Arbeitsschritte und Berufe für den Hausbau notwendig sind und lernen die notwendigen Werkzeuge und Materialien kennen. In der pädagogischen Handreichung heißt es darüber:

„Für lustvolles und nachhaltiges Lernen ist es wesentlich, die Neugierde der Kinder zu wecken und ihnen die Möglichkeit zu geben, sich Wissen selbstbestimmt anzueignen. In der Ausstellung wurden zu diesem Zweck viele interaktive Spiel- und Lernstationen [...] umgesetzt. An diesen Stationen haben die Kinder die Möglichkeit, nach Lust und Laune zu entdecken, zu forschen, zu lernen, zu spielen und mit allen Sinnen die vielfältigen Bereiche der Ausstellung zu erleben und zu begreifen.“

58 Diese Einrichtungen sind im Bundesverband Deutscher Kinder- und Jugendmuseen organisiert und dort auch einzeln aufgelistet. Zu finden ist die Dachorganisation im Netz unter: <http://www.bv-kindermuseum.de/> am 23.1.2012.

59 <http://www.museenkoeln.de/juniormuseum/> am 23.1.2012.

60 http://www.kunsthalle-karlsruhe.de/caw2_index.php?page_id=822&lang=de am 24.1.2012.

61 <http://www.kindermuseum.at/> am 17.2.2012.

62 <http://www.dschungelwien.at/start/> am 17.2.2012.

63 <http://www.mqw.at/> am 17.2.2012.

Dabei erfahren sie Wissenswertes über Werkzeuge, Maschinen und Werkmaterialien. Sie lernen die unterschiedlichen Berufsgruppen kennen, die an der Entstehung eines Bauwerks beteiligt sind, probieren aus, wie man eine Wand verputzt und vieles mehr.“⁶⁴

Die Kindermuseen verstehen sich als Kulturorte für die ganze Familie, an denen die Eltern eine entspannte Zeit verbringen können und sich, anders als in manch traditionellem Museum, nicht für das laute oder lebhaftes Verhalten ihrer Kinder entschuldigen müssen. Positiv ist hervorzuheben, dass die Hemmschwelle, ein Kindermuseum zu besuchen, geringer ausfällt, als dies bei einem klassischen Museumsbesuch der Fall wäre. Daher machen hier auch Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund oder sozial schwachen Familien oftmals ihre ersten Museumserfahrungen.⁶⁵

Kleine Forscher unterwegs – Science Center

Ähnlich wie bei den Kindermuseen steht auch bei den Science Centern der Forschungsdrang von Kindern und Jugendlichen im Mittelpunkt und es wird ebenfalls ein modernes interaktives Museumskonzept umgesetzt,

„in dem versucht wird, den Besuchern mittels „Learning by doing“, d.h. durch eigenständiges, spielerisches Experimentieren in „Mitmachausstellungen“ technische und naturwissenschaftliche Zusammenhänge und Phänomene nahezubringen.“⁶⁶

Die erste Einrichtung dieser Art entstand 1969 in Amerika. Der Physiker Frank Oppenheimer gründete in San Francisco eine Experimentierwerkstatt, die anfänglich für Studenten gedacht war, bald aber auch außerhalb des universitären Umfeldes auf großes Interesse stieß. Das neue Konzept verbreitete sich von den USA ausgehend rasch weiter und erreichte in den 1980er Jahren auch Europa.⁶⁷

64 Pädagogische Handreichung zur Ausstellung als PDF unter: http://www.kindermuseum.at/jart/prj3/zoom/resources/uploads/zoom_Vermittlung_110928.pdf.

65 <http://www.bv-kindermuseum.de/> am 1.2.2012.

66 <http://www.bildungsserver.de/Science-Center-3211.html> am 1.2.2012.

67 Greiner, Tania: Land der Leuchttürme. In: Spiegel 49/2007, 3.12.2007, S. 127.

„This expansion is part of a global trend. Since the opening of the first modern science centres [...] the growth of the science centre movement worldwide has been truly extraordinary. [...] at a time when science and technology play an ever more important role in human affairs, science centres have a unique ability to engage all sections of the community in the processes of exploration and discovery. As school systems struggle to equip students with the scientific and technological skills, so science centres are emerging as key partners in education. In the 21st century, the world continues to look to science centres – as places of learning, certainly; but also as places of inspiration, of wonder, of questioning and of debate.“⁶⁸

Mittlerweile existieren laut „Association of Science-Technology-Centers Incorporated“ ungefähr 600 Science Center.⁶⁹ Zu den bekanntesten in Deutschland gehören das Universum Bremen,⁷⁰ das in den 1990er Jahren von Universitätsprofessoren angeregt wurde, und das Phäno⁷¹ in Wolfsburg. Zwei Häuser, die nicht nur durch die Inhalte – wie Natur, Mensch und Kosmos – sondern auch durch ihre Architektur⁷² zahlreiche Besucher anziehen. Dabei werden auch kritische Stimmen laut, die den „Eventcharakter“ der in den letzten Jahren entstandenen Science Center bemängeln, die allem Augenschein nur als touristisches Aushängeschild oder weicher Standortfaktor dienen. So wird Lutz Fiesser,⁷³ Professor an der Universität Flensburg und Begründer des ersten deutschen Science Centers, folgendermaßen zitiert:

„Fiesser befürchtet, dass die meisten der ambitionierten Neuplanungen weit von diesem Ziel entfernt sind. Einige dieser Projekte geben zwar vor, außerschulische Lernorte sein zu wollen, sie verfolgen aber primär wirtschaftliche Ziele, klagt der Physiker. Mit Unterhaltung und

68 Dies sagt der ehemalige Präsident des „European Network of Science Centres and Museums“, John Durant. http://www.ecsite.eu/sites/default/files/History_of_Ecsite.pdf am 26.1.2012.

69 <http://astc.org/about/pdf/Backgrounders/ScienceCenterHistory2009.pdf> am 26.1.2012.

70 <http://www.universum-bremen.de/de/startseite/ueber-uns/idee-konzept.html> am 26.1.2012.

71 <http://www.phaeno.de/index.html> 26.1.2012.

72 Das 2005 eröffnete – und damit noch junge Science Center – Phäno wurde von Zaha Hadid entworfen, die kontrovers diskutierte „Muschel“ des Universums Bremen vom Architekten Thomas Klumpp.

73 Lutz Fiesser ist Professor am Institut für Physik und Chemie und ihre Didaktik der Universität Flensburg und Begründer des ersten deutschen Science Centers, der Phänomonta in Flensburg, die 1995 eröffnet wurde. (Grundlage des Science Centers waren Mitmachstationen, die bereits in den 1980er Jahren an der Universität Flensburg ausprobiert worden waren). Zudem hat er 2008 mobile Forschungsstationen für Kinder entwickelt, die bis heute an Schulen eingesetzt werden. <http://www.uni-flensburg.de/uni/projekte/asip-miniphaenomonta> am 6.2.1012

Spektakel wolle man Touristen anlocken ohne der Kommune auf Dauer Kosten zu verursachen.“⁷⁴

Um sich aber weiterhin neben den etablierten Museen behaupten zu können, müssen die Science Center – auch wenn sie laut ICOM⁷⁵ nicht den Museen im eigentlichen Sinne zuzurechnen sind – von den Betreibern als ernstzunehmender außerschulischer Lernort positioniert werden. Dazu ist ein kompetentes und vor allem nachhaltiges Vermittlungsangebot auf pädagogisch-didaktischer Basis die Voraussetzung, wie es von vielen etablierten Einrichtungen bereits durchgeführt wird.

Schöne neue Museumswelt? – Fazit

Die Vermittlungsarbeit an Museen hat sich innerhalb der letzten Jahre professionalisiert und ermöglicht mittlerweile unterschiedlichen Besuchergruppen die Teilhabe, differenziert nach Alter, Herkunft, Vorbildung und Religion. Einhergehend mit dieser Entwicklung wurden oftmals auch die Bereiche Kommunikation, Marketing und Tourismus ausgebaut. Diese bieten, zusammen mit der Abteilung Bildung und Vermittlung, vielfältige Berufsmöglichkeiten für Geistes- und Kulturwissenschaftler. Das interessante und abwechslungsreiche Arbeitsfeld, wird in Zukunft nach noch mehr Arbeitskräften verlangen.⁷⁶ Vor allem, da sich Kultur nicht von selbst vermittelt, sondern die kulturgeschichtlichen Zusammenhänge erklärt werden müssen, wie schon Isabel Pfeiffer-Poensgen, Generalsekretärin der Kulturstiftung der Länder, gegenüber der Zeitschrift Spiegel betonte.⁷⁷ Daher wundert es nicht, dass die Bereiche Bildung und Vermittlung von Besucherseite

⁷⁴ Greiner, Tania: Land der Leuchttürme. In: Spiegel 49/2007, 3.12.2007, S. 129.

⁷⁵ Science Center erfüllen laut ICOM (International Council of Museums) nicht die Kriterien eines Museums, da sie nicht forschen und kaum sammeln. Deutscher Museumsbund/ICOM Deutschland (Hg.): Standards für Museen, Kassel, Berlin, 2., überarbeitete Auflage, 2006. S.6.

⁷⁶ Was sich an den immer zahlreicher werdenden Stellenausschreibungen zeigt, die in museumsrelevanten Datenbanken veröffentlicht werden. Auf diese Entwicklung hingewiesen hat das Institut für Museumsforschung bereits 2008. Institut für Museumsforschung: Statistische Gesamterhebung aus den Museen der Bundesrepublik Deutschland für das Jahr 2007, Materialien aus dem Institut für Museumsforschung Heft 62, Berlin 2008. S. 45 f.

⁷⁷ Weber, Margot: Jedes Kind ein Künstler? In: Spiegel Spezial, Was Kinder klug und glücklich macht, 7/2008. S. 119. Und auch der Präsident des Österreichischen Museumsbundes, Dr. Peter Assmann, äußert sich in diese Richtung: Kulturmanagement Network (Hg.): Museum in der Krise? Kultur und Management im Dialog. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network Nr. 41 (März), Weimar, 2010. S. 3 f.

mittlerweile häufig als ein selbstverständlicher Bestandteil der Museumsarbeit vorausgesetzt werden. Zudem wird seit einiger Zeit gefordert, das Museum als außerschulischen Lernort stärker in den Schulunterricht zu integrieren, was in einigen Bundesländern bereits in den Lehrplänen festgeschrieben wurde. Es bleibt also zu hoffen, dass in Zukunft noch mehr Menschen Museen als außergewöhnlichen Erlebnisort schätzen lernen.⁷⁸ Denn Museen sind einzigartige Orte mit den Vorzügen der Authentizität und Originalität, die es gemeinsam zu entdecken gilt!

Daniela Schwarzmeier M.A. studierte Volkskunde, Kunstgeschichte und Kommunikationswissenschaft in Augsburg und Wien und arbeitet im Moment in der Museumsabteilung der Bayerischen Schlösserverwaltung, wo sie unter anderem für Bildung und Vermittlung in den Schlössern Höchstädt und Neuburg verantwortlich ist.

⁷⁸ Es besuchen bisher nur etwa 5% der Bevölkerung regelmäßig Museen. Kulturmanagement Network (Hg.): Museum in der Krise? Kultur und Management im Dialog. Das Monatsmagazin von Kulturmanagement Network Nr. 41 (März), Weimar, 2010. S. 12.

„Weihnachten anno dazumal – Historische Spielsachen“

**Werkstattbericht über die Ausstellung im
Schwäbischen Volkskundemuseum Oberschönenfeld,
27. November 2011 bis 5. Februar 2012**

Von Ina Ragnhild Langenfeld

Seit sich große Bescherungen zu Familienfesten etabliert haben, stellen Spielsachen das beliebteste Geschenk dar – selbst in Notzeiten und nicht immer nur für Kinder. Ausstellungen über dieses Thema haben in der Weihnachtszeit einen besonderen Reiz, denn zu diesem Anlass werden die meisten Gaben überreicht und in Empfang genommen. Aus Holz, Wachs, Papier, Porzellan, Kunststoffen oder gar Abfällen, in Eigenarbeit hergestellt oder fertig gekauft – die Vielfalt an Spielwaren ist enorm. Dabei haben sich eher die kostbaren und seltenen Stücke und industriell gefertigte Produkte erhalten. Wie so häufig steht der Ausstellungsmacher auch hier vor dem Problem, dass viele interessante und aufschlussreiche Stücke sich „verbraucht“ haben bzw. nicht als aufhebenswert empfunden wurden. Was überdauert hat, übt trotzdem eine starke Faszination auf Jung und Alt aus. Der Anblick von Spielwaren weckt oft eine Art emotionales Gedächtnis. Er belebt in vielen die Erinnerung an eine lang ersehnte Bescherung, ein überraschendes Geschenk, aber auch an Enttäuschungen und Verluste, die (alte) Spielsachen nahezu magisch wirken lässt. Es war eines der Ziele der Ausstellung im Schwäbischen Volkskundemuseum diesen Effekt zu verstärken und für eine Kommunikation zwischen den Generationen zu nutzen.

Als Ausgangspunkt und als Basis der Oberschönenfelder Ausstellung diente eine Privatsammlung aus dem Landkreis Augsburg, die über das soziale Netzwerk des Museums ausfindig gemacht wurde. Überblicksaufnahmen der Sammlung an ihrem Originalstandort schufen einen ersten Eindruck von den

vorhandenen Objekten. Die Weihnachtsschau trotz vorhersehbarer Lücken mit ausschließlich diesen zu bestreiten (abgesehen von einigem internen Inventar zur Staffage) wurde als interessante kuratorische Herausforderung verstanden.

Der gesamte Bestand war über zahlreiche Räume und mehrere Gebäude verteilt. Für die endgültige Auswahl musste er zunächst genauer gesichtet werden. Dazu war es notwendig, Kategorien zu benennen: Zum einen nach Art des Spielzeugs (Puppe, Stofftier, Bär, Stuben und Kaufmannsläden, Fahrzeuge, Zubehör usw.), zum anderen für eine kurze Dokumentation des Einzelobjektes innerhalb dieser Sortierung. Letztere lieferte nicht nur für die Ausstellung notwendige Informationen wie Objektmaße oder Erhaltungszustand, sondern bildete später auch die Grundlage der Objekttexte. Neben einer groben Beschreibung waren hier Angaben über Hersteller, Entstehungszeit, Material und weitere Daten beinhaltet. Gleichzeitig wurde eine fotografische Erfassung der Objekte vorgenommen. Dies erleichterte – da an zwei Standorten gearbeitet wurde – nicht nur die Arbeit im Museum, die Aufnahmen waren gleichzeitig eine wichtige Ergänzung für den Leihvertrag. Außerdem sicherten sie die korrekte Zuordnung von Kleidungsstücken und Accessoires, falls diese für Transport, Restaurierungsmaßnahmen und Ausstellungsaufbau entfernt werden mussten. Dem Verwendungszweck entsprechend mussten jeweils mehrere Fotografien aus verschiedenen Perspektiven angefertigt werden, um auch besondere Merkmale wie etwa die Herstellermarken auf den Köpfen der Puppen mit zu erfassen. Bei dieser Gelegenheit wurde auch jedes Objekt mit einer Nummer versehen, die gleichzeitig die Zugehörigkeit zu einer der benannten Kategorien und eventuell vorhandene Querverbindungen zu weiteren Stücken aufzeigte – beispielsweise zu einer bestimmten Fertigungsreihe.

Während dieser zeitintensiven Arbeiten wurde ersichtlich, dass die Sammlung zwar einige Schwerpunkte aufwies, dafür deutliche Abstriche in anderer Hinsicht zu machen waren. Grund hierfür ist ihre (über dreißig Jahre andauernde) Entstehungsweise: Es handelt sich um keine gezielt angelegte Sammlung, bei der systematisch Lücken geschlossen worden wären. Vielmehr erwarben die Sammler bei ihren Reisen ins Ausland, besonders nach Südamerika, ehemals

aus Deutschland importierte Spielwaren in Antiquariaten. Ihre Auswahl trafen sie nach rein persönlichen, also ästhetischen Vorlieben, und wurde natürlich durch das jeweilige Zufallsangebot weiter eingeschränkt. Großenteils hatten die erstandenen Stücke Dekorationszwecke in den heimatlichen vier Wänden zu erfüllen. Daraus erklärt sich, warum es sich überwiegend um alte (Porzellan-)Puppen, charaktervolle Teddybären und niedliche Stofftiere handelt. Spielzeug von Jungen oder im Freien verwendete Dinge finden sich kaum. Spielwaren mit jeweils eigenen Sammlerbörsen wie die einstmals sehr beliebten optischen Geräte (Laterna Magica) oder Blechspielzeug kommen aus den genannten Gründen gleichfalls nicht vor. Vordringliches Problem nach der vollständigen Erfassung war es, konkrete Zielvorstellungen für die Ausstellung zu definieren, um mit dem vorhandenen Material einen möglichst lohnenden Besuch zu gewährleisten. Leider haben die (deutsche) Spielwarenindustrie und ihre Produkte noch zu wenig Beachtung als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung erfahren. Dies, obwohl sie eine bemerkenswerte Geschichte vorweisen und jede Menge Aufschluss über gesellschaftliche Entwicklungen, Modetrends und technischen Fortschritt geben können. Expertenkenntnisse in diesem Bereich liegen oft eher bei den Sammlern und (Antiquitäten-)Händlern. Dass dieses Potenzial aber vorhanden ist, sollte an einzelnen Stationen verdeutlicht werden.

Die Ausstellung erstreckte sich über drei Räume. Zwei von diesen sind durch einen schmalen Gang miteinander verbunden, der in Maßen ebenfalls bestückt werden kann; der dritte Raum liegt separat. Um ihn zu erreichen, muss der Besucher das Eingangsfoyer durchqueren. Diese Aufteilung musste bei der inhaltlichen Zuordnung der Einheiten natürlich mitbedacht werden, damit keine zu große Distanz von unmittelbar zusammengehörigen Themen entstehen würde bzw. sich gar die Themen des einen Komplexes nicht ohne vorherige Ansicht des anderen erklären ließen. Zwischen den Stationen mit den Basisinformationen sollten zudem ansprechende Szenerien mit Puppen und Tieren platziert werden, welche die Betrachter tiefer in die nostalgische Welt der Spielwaren und der eigenen Kindheit führten. Ferner sollten nach Absprache mit den Kollegen der Museumspädagogik möglichst viele Angebote zum Mitmachen in die Ausstellung eingebettet werden. Der Kontrast von

Spielzeug, das zum Anfassen, Fantasieren und Aktivwerden ermuntert, aber leblos zum bloßen Betrachten – und aus versicherungstechnischen Gründen obendrein verglast – präsentiert wird, sollte auf diese Art gemildert werden. Auch konnten je nach Beschaffenheit dieser Einheiten doch noch Hinweise auf improvisiertes Spielzeug und Spiele der ärmeren Bevölkerung gegeben werden. Zu guter Letzt sollten sich alle Altersgruppen von diesen Mitmach-Möglichkeiten angesprochen fühlen. Die Hoffnung war, dass die zwischen Großeltern, Eltern und Kindern/Enkeln angeregte Kommunikation über Früher und Heute an diesen Stationen in gemeinsames Agieren münden würde – eine Hoffnung, die sich dann in überraschend großem Ausmaß erfüllte.

Diese Grundüberlegungen vor Augen, wurde beschlossen, von der üblichen Vorgehensweise eines Museums abzurücken, besonders wertvolle Objekte speziell hervorzuheben. Vielmehr sollten sie zugunsten stimmungsvoller Gesamtszenen wie die anderen Exponate behandelt und in Kulissen integriert werden. Einige Stationen luden durch ihre Fülle den Besucher zu regelrechten Entdeckungsreisen ein, auf denen Lieblingsstücke und alte Spielgefährten (wieder-)gefunden wurden. Dennoch wurde darauf geachtet, dass die einzelnen Objekte nicht gänzlich in der Staffage verschwanden, sondern lediglich einen Rahmen erhielten, der einer erdachten Spielwelt entsprechen konnte. Für die Vermittlung der notwendigen Informationen wurden kurze Texte verfasst und einer beispielgebenden Szene zugeordnet. So wurde anhand eines historischen Weihnachtszimmers und von Gabentischen erklärt, dass früher nur Kinder wohlhabender Bürgerfamilien Spielzeug geschenkt bekamen, und dass es dabei eine strikte Unterscheidung nach Geschlecht gab. An dieser Stelle zeigten zudem kurze Filme, die auf einem digitalen Bilderrahmen abgespielt wurden, einige der Exponate mit Aufziehmechanismus in Aktion. Die Entwicklung des Spielzeugs mit rein erzieherischer Bestimmung bis hin zu Produkten, die Gefühle und Kreativität ansprechen, wurde auch durch die Gegenüberstellung einer großen „Damenpuppe“ aus Porzellan vom Ende des 19. Jahrhunderts mit den später entstandenen Baby- und Charakterpuppen erläutert. Als Beispiel eines von der Spielwarenindustrie aufgegriffenen Modetrends dienten in der Ausstellung

„Neger- und Asiatenpuppen“, die in Folge des Kolonialismus beliebt geworden waren. Das schnelle Aufgreifen neuer Erfindungen konnte schließlich mit einer abdunkelbaren Dschungelszene, in der die Augen der Stofftiere leuchteten, exemplarisch dargestellt werden. Nicht nur die Entwicklung der deutschen Spielwarenproduktion von der Heimarbeit zur industriellen Massenfertigung, sondern vor allem auch Veränderungen in Material und Fertigungsweise von Puppen und Spieltieren wurden durch die Bestückung einer Klappenwand und einer Vitrine greifbar. In dem gleichen Raum wurden außerdem die Spielzeugklassiker Teddybär und Puppe vorgestellt. Exemplare verschiedener Hersteller und Zeitstufen wurden nebeneinander präsentiert und dabei deutliche Veränderungen in Form, Farbe und Material ersichtlich gemacht. Diese thematische Sinneinheit wurde mit dem Aufzeigen einer bis heute andauernden Taktik der Vermarktung von Spielwaren abgeschlossen, nämlich der Kooperation mit den Medien. So konnte eine Vielzahl von Figuren ausgestellt werden, die dem berühmten Werbemaskottchen „Mecki“ nachempfunden sind sowie einige Stofftiere, die wie die Helden aus Walt-Disney-Filmen aussehen. Direkt gegenüber liefen alte Werbespots, in denen eine große Zahl der ausgestellten Puppen und Stofftiere vorkamen und diese so etwas „lebendiger“ machten. Gewissermaßen als Exkurs, um den Ausgangspunkt der Ausstellung zu veranschaulichen, wurde schließlich eine Vitrine eingerichtet, deren Inhalt sich mit dem Sammeln von Spielzeug und häufig parallel auftretenden Beschäftigungen – etwa der eigenen Herstellung von Spielzeug und Zubehör – befasste.

Die gleichmäßig verteilten Aktionseinheiten orientierten sich an historischen Vorbildern: An einer großen Wand konnte die ganze Familie sich mit Reproduktionen alter Anziehungspuppen aus Bilderbögen beschäftigen, deren Rückseite zu diesem Zweck mit Magnetplatten beklebt wurde. Aus auf Bodenplatten gelegte Holzwürfel wurde, mit jeweils einem Bildausschnitt auf den Seiten, ein überdimensionales Kubus-Puzzle. Selbst ein Kasperletheater, bestückt mit klassischen Handpuppen, konnte integriert werden. Die Besucher gaben hier tatsächlich viele spontane Vorführungen und entdeckten einen beliebten Zeitvertreib vor Erfindung des Fernsehers für sich wieder. Stets

umlagert waren auch die auf umrandeten Podesten angelegten Murmelspiele, bei denen das Ausstellungspublikum gegeneinander antrat und sich Tipps zur besten Spieltechnik gab. Gerade an dieser Station ließen sich die häufig improvisierten Spiele ärmerer Kinder gut erläutern, unterstützt von alten Schwarz-Weiß-Aufnahmen und zeitgenössischen Zitaten.

Solche kamen auch in dem erwähnten Verbindungsgang zum Einsatz. An einer Wäscheleine befestigt, regten sie viele Besucher dazu an, eigene Erinnerungen niederzuschreiben und daneben zu hängen. (Sobald die Leine voll war, wurden diese Beiträge in einen Ordner geheftet, der zum Durchblättern auf einem Tischchen bereitlag.) Spezielle Senioren-Führungen mit anschließendem Austausch bei Kaffee und Kuchen griffen diese Idee im Begleitprogramm auf. Dieses bot außerdem regelmäßige Führungen für die ganze Familie an, nach der einige der gezeigten Objekte frei nachgestaltet und mit nach Hause genommen werden durften: Stab-Puppen für das Figurentheater (auch die Kulissen konnten aus Fotokarton gebaut werden) oder Murmelsäcke mit aufgemaltem Spielfeld. Ein Puppen- und Stofftierdokter bot zweimal eine „Notsprechstunde“ an und erzählte nebenbei viel Wissenswertes zum Thema.

Alles in Allem richtete sich diese Ausstellung nicht an die Kenner und Sammler der „Spielzeug-Szene“, um mit Spezialwissen und Raritäten zu prunken, sondern sie wurde bewusst und betont für die bekannten Besuchergruppen des Schwäbischen Volkskundemuseums Oberschönenfeld konzipiert (in der Weihnachtszeit vorwiegend Familien und Stammgäste aus der Region). Diese sollten sich – ausgerüstet mit Grundinformationen – in der Schau wiedererkennen und zum Weitergeben persönlicher Erfahrungen angeregt werden. Hier wurde also neben den klassischen Ausstellungstexten eine weitere Vermittlungsebene eingesetzt. Die Besucher wurden selbst zu Akteuren und konnten auf diese Weise voneinander lernen. Den Beobachtungen des Museumspersonals, Gesprächen und Einträgen im Gästebuch zufolge hat dieser Ansatz dem Großteil des Publikums gut gefallen. Es gab bereits Fragen nach ähnlichen Angeboten in der Zukunft.

Hexerei und Hexenverfolgung - Interdisziplinäre Annäherung

Ein Eindruck zur Ringvorlesung aus studentischer Sicht

Von Christoph Salzmann

„Durch die inquisition der geistlichen, durch die zu gleicher zeit in den gerichten eingedrungene frömmigkeit des canonischen und römischen prozesses, zuletzt noch durch Innocenz VIII. bulle von 1484, den malleus maleficarum und die peinliche halsgerichts ordnung wurde seit dem vierzehnten vier Jahrhunderte lang die verfolgung und verurtheilung der zauberinnen unerhört gesteigert, und zahllose schlachtopfer fielen in fast allen theilen Europas.“¹

Diese Auffassung des Germanisten Jacob Grimm (1785-1863) spiegelt eines von vielen Vorurteilen gegenüber den Hexenprozessen wider, welche seit dem frühen 18. Jahrhundert propagiert worden waren, nämlich speziell die Verfolgung von meist Frauen durch die katholische Kirche und die päpstliche Inquisition. Mit Irrtümern der frühen Hexenforschung, aber auch mit in die Verfolgungswelle involvierten Persönlichkeiten, Protagonisten und lokal bedeutenden Prozessen beschäftigte sich die Ringvorlesung „Hexerei und Hexenverfolgung“, die im November und Dezember 2011 im Gebäude der Juristischen Fakultät stattfand. Die Vortragsreihe soll im Folgenden durch diesen kurzen Eindruck speziell aus studentischer Sicht kommentiert werden. Dabei möchte diese Besprechung die Relevanz des Projekts hervorheben und auf etwaige Merkmale eingehen, weist aber auch darauf hin, dass sie Eindrücke wiedergibt und keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt.

Die Veranstaltung stellte insofern eine Besonderheit dar, als dass sie ein Kooperationsprojekt zwischen der Juristischen und der Philologisch-Historischen Fakultät bildete. Zu den abendlichen Diskussionen hatten Sabine Doering-Manteuffel im Namen der Philologen und Historiker und Arnd Koch im Namen der Juristen eingeladen, um den Themenkomplex

¹ Jacob Grimm, Deutsche Mythologie, 1835

Hexenverfolgung interdisziplinär zu besprechen. Die Vortragsreihe wollte durch Beiträge von drei Juristen und zwei Historikern populäre Meinungen über die Hexenprozesse kritisch hinterfragen. Die Vorträge von Helmut Koopmann und von Sabine Doering-Manteuffel bereicherten die Veranstaltung zusätzlich durch eine literaturwissenschaftliche und eine volkskundliche Sichtweise. Ziel der einzelnen Referenten war es, Hexenverfolgung und speziell Hexenprozesse aus Sicht ihrer eigenen Fachdisziplin zu beleuchten. Eine weitere Besonderheit war, dass keiner der sieben Redner sich als Forscher explizit mit der Hexenverfolgung auseinandersetzt. Eine Ausnahme bildet dabei der in Mainz lehrende Historiker Johannes Dillinger, welcher sich in mehreren Publikationen dem Themenkomplex der Hexenverfolgung widmet. Es erscheint daher naheliegend, dass er die Ringvorlesung mit seinem Beitrag über „Hexenforschung – Ein wissenschaftshistorischer Überblick“ einleitete und damit, wie er selbst formulierte, den folgenden Vorträgen eine Grundlage und Kontrastfolie gab. Der Hinführung zum Themenkomplex aus historischer Sicht folgte das entsprechende Pendant, „Wider ein Feindstrafrecht. Juristische Kritik am Hexereiverfahren“, vorgetragen durch Arnd Koch, welches gleichzeitig seine Antrittsvorlesung am Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Risiko- und Präventionsstrafrecht sowie Juristische Zeitgeschichte darstellte. Die beiden folgenden Vorträge beschäftigten sich mit spezifischen Persönlichkeiten der Hexenverfolgung, historisch wie literarisch. Der Jurist und Psychoanalytiker Günter Jerouschek aus Jena sprach über „Heinrich Kramer (Institoris), der Malleus Maleficarum und der ‚Nürnberger Hexenhammer‘“. Der Literaturwissenschaftler Helmut Koopmann berichtete über „Die Pest des Hexenwesens und die Flammen der Hölle – in Thomas Manns ‚Doktor Faustus‘“. Die daran anknüpfenden Vorträge waren lokalen Phänomenen gewidmet. Der Jurist Christoph Becker referierte über „Hexenprozesse in der Reichsstadt Augsburg und im Hochstift Augsburg“, während sich der Historiker Philipp Gassert den „Salem Witch Trials 1692: Geschichte und Erinnerung“ widmete. Den Bogen zum Anfang der Reihe spannte abschließend die Ethnologin und Volkskundlerin Sabine Doering-Manteuffel mit einem Beitrag über „Wettermachen als Delikt. Schadenszauberei und Klimawandel in der Frühen Neuzeit“.

Inhaltlich konnte die Veranstaltung ihre Zuhörer über einige Vorurteile gegenüber den Hexenprozessen informieren und diese weitgehend beseitigen, etwa die oben bereits angesprochene Meinung, speziell die katholische Kirche habe Hexen verfolgt. Nein, auch die Protestanten gingen in den von ihnen dominierten Gebieten nicht weniger hart gegen die Bevölkerung vor. Der protestantische Jurist Christian Thomasius (1655-1728) bezeichnete die Hexenprozesse 1712 erstmals als Unrecht und stellte diese als katholische Erfindung dar, so Dillinger. Thomasius zeigt mit seinen Behauptungen zwar den Anfang der Hexenforschung, begründete somit aber auch den Mythos einer fanatischen Hexensuche durch die Inquisition. Auch die folgenden beiden Jahrhunderte schafften es nicht, den Standpunkt der katholischen Kirche zu relativieren. Jacob Grimm betrachtete Hexen als Traditionsträgerinnen aus germanisch-heidnischer Vorzeit. Seiner Spekulation nach waren die Opfer der Hexenprozesse die letzten Erben eines heidnischen Kultes. Dieses Argument wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts auch vom Nationalsozialismus aufgegriffen, um die Kirche als Vertreiberin der Reste germanischer Religion zu diffamieren. Aber auch die Nachkriegsforschung kam nicht ohne Querelen aus, indem sie Hexen als Heiler, Revolutionäre und Hebammen, die Abtreibungen praktiziert haben sollen, bezeichnete. Hingegen war eine Kehrtwende erst ab den 1970er Jahren zu sehen. Die neue Forschung ist zu der Erkenntnis gekommen, dass eine Verfolgung und Verurteilung nicht nur in besonderem Maße von den Gerichten ausgegangen ist, sondern auch von der Mehrheit der Bevölkerung gebilligt und sogar aggressiv gefordert wurde. Dieser Standpunkt ist sehr spannend, da eine öffentliche Zurschaustellung von Menschen sicherlich auch als eine Art Ventil gesehen werden kann, dem Unmut einer Gesellschaft, die in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges leben musste, Luft zu verschaffen.

Die moderne Hexenforschung entwickelte verschiedene Ansätze, die erklären, warum es zu einer Hexenjagd gekommen ist. Ein Forschungsansatz ist der des Klimahistorikers Wolfgang Behringer, der die Hexenverfolgung mit der Kleinen Eiszeit in Verbindung bringt. Behringer bezeichnet damit eine relative Kälteperiode, die nach der langen Warmzeit des Mittelalters den nördlichen Teil Europas betroffen hat. Im Hochmittelalter, das eine Hexenverfolgung

nicht kannte, wurde sogar in Norwegen Wein angebaut, so mild darf man sich das dortige Klima jener Zeit vorstellen, wie Doering-Manteuffel in ihrem Vortrag ausführte. Doch Mitte des 14. Jahrhunderts verschlechterte sich das Klima, Hungersnöte, Seuchen und Hochwasserkatastrophen folgten. Selbstverständlich brachten diese Ereignisse Probleme für die Agrargesellschaft mit sich wie beispielsweise Missernten. Das neu auftretende Medium des Buchdrucks verankerte durch Flugblätter ab dem 16. Jahrhundert die vielen Unglücke und Katastrophen im Leben der Menschen. Gerade in diese Zeit ist, wie oben erwähnt, auch ein starker Anstieg der Hexenverfolgung einzuordnen. Doering-Manteuffel nannte mit den Hexen von Schlettstadt 1571, die ein Unwetter herbeigezaubert haben sollen, oder der Mäusemacherin von Adensen 1653 verschiedene Akteurinnen, die man wegen ihrer angeblichen Buhlschaft mit dem Teufel für Missernten und Seuchen verantwortlich machte und wie üblich mit dem Feuertod in einer öffentlichen Inszenierung bestrafte. Es kann wohl behauptet werden, dass gerade die Schadenszauberei den Menschen Angst bereitete, wie an diesen Beispielen illustriert wurde. Zudem konnte der Klimawandel in jener Zeit noch nicht erklärt werden. Eine Folge war die verstärkte Suche nach Schuldigen. Aber sicherlich hatte auch die neue Medienpräsenz dazu beigetragen, Schicksalen von bestimmten Regionen und Personen einen Platz im kollektiven Gedächtnis zu sichern. Wahrscheinlich war eine Vielzahl von Faktoren verantwortlich für die speziell in Zentraleuropa ausufernden Hexenverfolgungen.

Als ein zentraler Faktor wurde lange der von dem dominikanischen Inquisitor Heinrich Kramer (1430-1505) verfasste „Malleus Maleficarum“ gesehen. Der sogenannte Hexenhammer war seit 1486 mehrfach wiederaufgelegt worden und gilt als zentrales Werk und Leitfaden für die Hexenverfolgung, wobei er zu deren Durchführung die Folter angeklagter Personen propagiert. Besonders im deutschen Raum war das in Latein verfasste Werk sehr populär und hat wohl besonders wegen des neu erfundenen Buchdrucks eine weite Verbreitung erfahren. Dennoch ist heute sowohl der Autor des Werkes umstritten als auch die tatsächliche Umsetzung des Inhalts durch die Inquisition, so Jerouschek. Zwar hat es zur Zeit der Hexenverfolgung nie eine Übersetzung ins Deutsche gegeben, da Juristen und Theologen ohnehin Latein lesen und verstehen

konnten. Mit der in deutscher Sprache verfassten Auftragsarbeit „Nürnberger Hexenhammer“ von 1491 war Kramer aber durch den Nürnberger Rat eine Möglichkeit gegeben worden, auch weltlichen Gerichten einen Überblick im Umgang mit Hexerei zu verschaffen.

Hexenprozesse, so machten mehrere Vorträge deutlich, waren zwar generell nicht nur ein Phänomen des zentraleuropäischen Raumes. Dennoch lässt sich konstatieren, dass es sie im mediterranen Gebiet Italiens, Portugals und Spaniens nur vereinzelt gegeben hat. Hier ließe sich wohl gleichermaßen die Klimatheorie Behringers anwenden. Aber auch in Neuengland war die Anzahl der Verurteilungen zum Tod von als Hexen beschuldigten Personen gering, obwohl ebenso in Amerika an solche Wesen geglaubt wurde. Wenn es zu einer Verfolgung kam, dann nur unter den Kolonisten selbst, nicht hinsichtlich der indigenen Bevölkerung, trotz ihres „heidnischen“ Glaubens. Das berühmteste und gleichzeitig erschreckendste Beispiel stellen ohne Zweifel die „Salem Witch Trials“ von 1692 dar. Dabei handelte es sich um eine Massenhysterie, die von Reverend Samuel Parris, dem Prediger von Salem Harbour, ausgelöst worden war. Im Zuge der Anschuldigung, ein Schadenszauber sei über einige Mädchen des Ortes verhängt worden, wurden in einer Kettenreaktion durch Diffamierungen etwa 100 Personen vor Gericht der Hexerei angeklagt und 18 von ihnen zum Tode verurteilt. Ist Amerika von Hexenverfolgungen weitgehend verschont geblieben, so zeigen auch die Ereignisse in Salem Parallelen zu Europa. Gerade im 17. Jahrhundert sah sich die Bevölkerung in Neuengland nicht nur durch „Indianer“ bedroht, die immer wieder Überfälle auf Städte wie Salem durchführten, sondern fürchtete auch die ökonomische wie politische Krise, so Gassert. Folgen der Katastrophe sind in der Stadt noch heute spürbar, denn Salem präsentiert sich durch Denkmäler und Halloweenfeiern als eine Hexenstadt, die in besonderer Weise kommerzialisiert ist.

Zusammenfassend ist bei vielen Vorträgen klar geworden, welche Bedeutung die weltlichen Gerichte als treibende Kraft bei der Hexenverfolgung hatten. Natürlich darf man den Beitrag von kirchlichen Inquisitoren wie Heinrich Kramer nicht unterschätzen. Aber eine Verurteilung fand letztendlich in

einem Gerichtssaal, nach geltenden Gesetzen und nicht willkürlich statt. Trotzdem muss auch diese Aussage relativiert werden. Denn je kleiner die Zahl der Instanzen und der Personen war, die eine Hexenverfolgung leitete, desto wahrscheinlicher waren auch Schuldsprüche, so Dillinger. Insbesondere in Dörfern führten Hexenprozesse zu Verurteilungen und zur Todesstrafe. Ein Beispiel haben wir wohl auch mit Salem kennengelernt. Wie vielschichtig Kulturen sind, haben die Referenten immer wieder angesprochen. Allein klimatische Veränderungen oder das Entstehen von Hexenbüchern und Traktaten sind als Erklärungsgaranten für Hexerei und Hexenprozesse sicherlich nicht ausreichend. Stattdessen war es eine Vielzahl von Faktoren, die zur Ausbreitung des Phänomens eine Rolle gespielt hat.

Abschließend zum letzten Vortrag bezeichnete der Dekan der Juristischen Fakultät Phillip Hellwege die Veranstaltung wegen ihrer Interdisziplinarität als vollen Erfolg. Aus studentischer Sicht muss man ihm gerade in diesem Punkt zustimmen und kann das Kooperationsprojekt als zukunftsweisend betrachten. Es ist naheliegend, dass Juristen und Historiker ein sowohl juristisches als auch historisches Thema wie die Hexenprozesse gemeinsam diskutieren; zumal sich die beiden Fächer seit jeher intensiv mit dem Phänomen beschäftigen, nichtsdestotrotz aber auch die Literaturwissenschaft und die Ethnologie einen wertvollen Beitrag zu leisten hatten. Dennoch hätte es interessant sein können, das Programm noch differenzierter und interdisziplinärer zu gestalten, indem beispielsweise Kunsthistoriker oder Theologen ihren fachspezifischen Blick zur Hexenforschung einfließen lassen. Insgesamt möchte ich die Ringvorlesung „Hexerei und Hexenverfolgung“ klar als gelungen bezeichnen, da sie es geschafft hat, mit einem Thema unterschiedliche Disziplinen in einem Rahmen zusammenzuführen.

Werkzeuge des Fortschritts

besprochen von Alexander P.M. Walter

Das 19. Jahrhundert stellte einen Höhepunkt der Auswanderung aus dem deutschen Raum dar, beliebt war dabei als Ziel vor allem der nordamerikanische Kontinent. Viele Auswanderer erhofften sich, durch den Fortgang auf der anderen Seite des Weltmeeres ein neues und vor allem besseres Leben aufbauen zu können, dadurch ihre soziale Lage zu verbessern. Im Zuge der Revolution von 1848/49 kam es schließlich auch zu einer politischen Auswanderung und viele Deutsche erhofften sich, in der Neuen Welt das finden zu können, was ihnen in ihrer deutschen Heimat zu diesem Zeitpunkt nicht möglich erschien.

In „Werkzeuge des Fortschritts: Eine deutsche Händlerfamilie in Mexiko von 1865 bis zur Gegenwart“ (englischer Originaltitel: „Tools of Progress: A German Merchant Family in Mexico City, 1865–Present“) aus dem Jahre 2002 untersucht Jürgen Buchenau eine spezielle Form der Auswanderung nach Mexiko, nämlich die Geschichte der Familie Böker (hispanisiert Boker) in Mexiko vom Jahr 1865 bis in die Gegenwart. Es handelte sich dabei um eine Form der Migration, welche der deutsche Professor Walther Bernecker treffend mit dem Begriff der „Handelskonquistadoren“ versah. Dieser bezeichnet Europäer und Nordamerikaner, welche im 19. Jahrhundert als Kaufleute nach Mexiko kamen und dort versuchten, durch Handel an Reichtum zu gelangen. Da es ihnen nur darum ging, Geld in der Fremde zu verdienen, sah man sich auch nie als Zuwanderer, sondern lediglich als vorübergehende Gäste. Damit verbunden war auch, dass man keine Notwendigkeit darin sah, die Sprache des Gastlandes (Spanisch) zu erlernen, geschweige denn sich an die dort vorherrschenden kulturellen Gebräuche anzupassen.

Buchenaus Darstellung beginnt zu einer Zeit, in welcher mit Maximilian ein Vertreter des Hauses Habsburg auf Bestreben Frankreichs zum Kaiser von Mexiko wurde und daran interessiert war, mehr Einwanderer aus dem deutschen Raum für Mexiko zu gewinnen. Im Mai 1865 kam Robert Böker, ein junger Kaufmann aus der preußischen Rheinprovinz in Mexiko an, um

die Kreditwürdigkeit eines Kunden zu prüfen. Obwohl er plante, später das Geschäft der Familie in der Heimat zu übernehmen und somit von einem kurzen Aufenthalt in Mexiko ausging, wurde er noch im selben Jahr Teilhaber an einem Eisenwarenladen in der Hauptstadt. Mit seinem deutlich länger als geplant währenden Aufenthalt legte er den Grundstein für die Casa Boker und mehrere Generationen von Deutschen, die nicht in der Heimat, sondern in der mexikanischen Fremde aufwachsen sollten.

Jürgen Buchenau hat bereits in früheren Veröffentlichungen untersucht, welchen Einfluss solche an sich kleinen Einwanderergruppen auf das Gastland hatten („Small Numbers, Great Impact“, 2001). Die Beschreibung der Geschichte der Casa Boker hat, wie man am Titel „Werkzeuge des Fortschritts“ bereits erkennen kann, dies auch wieder zum Thema. Das vorliegende Werk liefert in seinen sieben Kapiteln, die in drei größere Abschnitte gegliedert wurden, auch einen interessanten Einblick in den Integrations- und Assimilationsprozess von Deutschen in der Fremde. Im Vergleich zu den Deutschen in den Vereinigten Staaten fällt hierbei auf, dass der Prozess deutlich langsamer verlief bzw. immer noch verläuft. Die Ursache hierfür liegt vor allem darin, dass die mexikanische Gesellschaft einen anderen Aufbau aufweist, der die Ausbildung einer „Mischidentität“, wie man sie aus den Vereinigten Staaten etwa mit der Bezeichnung „German American“ kennt, deutlich schwieriger gestaltet. Untersucht man die von Buchenau beschriebenen fünf Generationen, kommt man zu folgenden Erkenntnissen, welche zusammenfassend aufgeführt werden:

Die erste Boker-Generation in Mexiko sah sich nie als Zuwanderer. Da man keine längere Bleibeabsicht besaß, blieb somit auch eine Identifikation mit dem Gastland aus. Man präsentierte sich gegenüber den Mexikanern sogar als kulturell höherstehend und vertrat somit die Ansicht, dass sich – wenn überhaupt – die Mexikaner an die deutsche Lebensweise anzupassen hätten. Die Kinder dieser ersten Generation wurden traditional deutsch erzogen, das Thema Mexiko und dessen Kultur daheim kaum thematisiert. Man pflegte daher auch keine Kontakte zu der einheimischen Bevölkerung, sondern lediglich zu anderen Einwanderern aus den Vereinigten Staaten oder Europa. Ebenso war man darin bestrebt, die deutsche Kultur in Mexiko zu fördern,

so etwa durch die Gründung deutscher Schulen, wobei das Colegio Alemán hierbei die bekannteste Gründung darstellt. Das erwirtschaftete Geld wurde nicht wieder in Mexiko investiert, sondern direkt in die deutsche Heimat transferiert.

Bei der darauffolgenden Generation kann man erkennen, dass die bei den Eltern bereits vorhandenen Denkmuster übernommen wurden. Man sah sich nach wie vor als Deutsche, genauer gesagt Auslandsdeutsche, die eines Tages in die Heimat zurückkehren würden. Die deutsche Kultur wurde immer noch als überlegen angesehen, man ging sogar soweit, die einheimischen Gebräuche als einen „schädlichen Einfluss“ auf die Kinder zu sehen. Aus diesem Grund war es diesen etwa auch verboten, mit dem Hauspersonal Spanisch zu sprechen – jeder Versuch einer Integration an das Gastland sollte verhindert werden. Neu war in der zweiten Generation allerdings, dass nun ein Bruch mit der bisherigen Einstellung der Handelskonquistadoren erfolgte und man begann, nun auch das Geld in Mexiko zu investieren. Die Gründe hierfür lagen jedoch im verlorenen Ersten Weltkrieg und der ausgerufenen Weimarer Republik. Man stand dem neuen politischen System in der Heimat sehr kritisch gegenüber, sah es sogar als ein Unglück für Deutschland und hatte auch wenig Glauben an dessen Zukunft. Man sah es daher als auf die Dauer sicherer an, das erwirtschaftete Geld wieder in Mexiko selbst anzulegen. In dieser zweiten Generation wurde nun auch die Casa Amarilla, eine Villa auf dem Land, als fester Wohnsitz der Familie errichtet. Interessant ist hierbei, dass der Baustil nicht kolonial ausfiel, sondern sich an der einheimischen Kultur orientierte. Dennoch präsentierte man sich als ein „kleines Deutschland“ in der Fremde, das nicht von dem in der Heimat herrschenden Chaos betroffen war.

Die dritte Generation wuchs somit in einer ethnischen Enklave auf. Mexiko wurde zwar ein stärkerer Bezugspunkt als zuvor, jedoch blieb man stark geprägt durch idealisierte Vorstellungen einer verlorenen Vergangenheit, eines besseren Deutschlands, das es einmal gab, man aber selbst nie erlebt hatte. Ehen zwischen Einheimischen und Deutschen fanden nach wie vor nicht statt, man nahm sich meist Deutsch-Mexikaner als Partner, versuchte somit immer noch unter sich zu bleiben. Deutsch war nach wie vor noch die Muttersprache, jedoch beherrschte man in dieser Generation nun auch das

Spanische fließend, wenn auch mit einem Akzent. Von den sechs Kindern, welche Franz Boker, Angehöriger der zweiten Generation, in die Welt setzte, blieb auch nur eines, nämlich Günther Boker in Mexiko, während die anderen nach Deutschland zurückkehrten. Zwei von ihnen fielen im Krieg für die Heimat, in welche sie zurückgekehrt waren. Nicht außer Acht gelassen werden darf hierbei aber, dass es auch eine Rückwanderung in der vierten Generation gab, so kehrte etwa Elisabeth Bokers Ehemann nach deren Tod mit den Kindern wieder zurück nach Mexiko, wo die Familie bis heute lebt. Am stärksten standen die vierte und fünfte Generation vor der Frage nach ihrer kulturellen Identität. Die vierte Generation wuchs nun zwischen einem deutschen und mexikanischen Pol auf und war somit gezwungen, sich mit der mexikanischen Mittelschicht stärker auseinanderzusetzen. Die Eltern hatten zwar noch versucht, deutsche Traditionen aufrechtzuerhalten, jedoch entsprachen diese längst nicht mehr der Realität in Deutschland. Als Ehepartner wurden nun auch erstmals Mexikaner ohne deutsche Vorfahren erwählt, die deutsche Sprache jedoch noch an die Kinder weitergegeben. In der fünften Generation, der aktuellen, hat sich nun das Spanische bereits gegenüber dem Deutschen als erste Sprache durchgesetzt. Diese sieht sich nun starken Identifikationsproblemen ausgesetzt: Man betrachtete sich nicht mehr rein als Deutsche, jedoch auch nicht als wirkliche Mexikaner. Dazu trägt wohl auch bei, dass es vom Erscheinungsbild her Unterschiede gibt, da die europäische Abstammung in Mexiko, bei dem es sich zum Großteil um eine europäisch-indigene Mischbevölkerung handelt, optisch sichtbar ist. Das Leben findet nach wie vor zwischen zwei Kulturen statt und die verschiedenen Personen, welche dieser Generation angehören, wählen für sich verschiedene Wege damit umzugehen. Während die einen schweizerische Schulen besuchen, um weniger „mexikanisiert“ zu werden, versuchen andere, ihr deutsches und mexikanisches Erbe miteinander zu verbinden. In einem Extrembeispiel findet sogar eine völlige Abwendung von allem Deutschen und eine übersteigerte Hinwendung zur indigenen mexikanischen Kultur statt, um sowohl sprachlich als auch vom Verhalten her möglichst wenig als europäischstämmig aufzufallen. Charakteristisch ist jedoch, dass sich in dieser Generation, die nun immer noch zwischen zwei Kulturen steht, eine

gewisse internationalistische Ausrichtung entwickelt. Damit versucht man offenbar das Problem zu vermindern, indem man sich weniger zu einer Seite zugehörig, sondern stattdessen kosmopolitisch gibt.

Buchenaus Werk hat seinen Schwerpunkt zwar auf der wirtschaftlichen Geschichte der Bokers und zeigt, wie das Familienunternehmen es durch die schwierigen Zeiten des 19. und 20. Jahrhunderts geschafft hat und auch Einfluss auf die Umgebung ausübte, bietet aber dennoch für die Migrationsforschung wertvolles Material. Die Familie Boker stellt ein interessantes Beispiel für deutsches Leben in der Diaspora dar und zeigt eindrucksvoll, wie schwer es sein kann, mit einer „gemischten Identität“ in einem Land aufzuwachsen und zu leben.

Interessant ist das Werk wohl auch, da sich die Forschung – bedingt durch den demographischen Wandel in der Bundesrepublik Deutschland und die Idee einer multikulturellen Gesellschaft – vor allem sehr stark mit Zuwanderern aus einem anderen, meist dem islamischen Kulturkreis und deren auf deutschem Boden geborenen Nachkommen beschäftigt hat. „Werkzeuge des Fortschritts“ stellt nun eine umgekehrte Situation dar, in der es Deutsche sind, die zuerst aus wirtschaftlichen Gründen ohne feste Bleibeabsichten in ein anderes Land kamen und schließlich doch mit ihrer Familie in der Fremde blieben. Starke Parallelen lassen sich vor allem darin sehen, dass die in Mexiko geborenen Bokers der ersten Filialgenerationen, Deutschland in ihrer Kindheit nicht aus eigener Erfahrung kannten und somit eine idealisierte Vorstellung der Heimat ihrer Vorfahren besaßen. Denn ähnlich verhält es sich heute noch mit Kindern aus ausländischen Familien, welche oftmals, ohne selbst das Land ihrer Vorfahren gesehen zu haben, ein romantisch verklärtes Bild von diesem besitzen und es immer noch als ihre eigentliche Heimat ansehen. Vielleicht kann die Arbeit Buchenaus, dessen Großmutter Gabriele Buchenau noch eine geborene Boker war, somit auch einen Teil dazu beitragen, deutschen Lesern, die nie mit dem Problem konfrontiert waren, zwischen zwei unterschiedlichen Kulturen zu stehen, ein besseres Bild davon zu vermitteln, welche Schwierigkeiten es Menschen, welche zwischen zwei kulturell sehr verschiedenen Polen stehen, bereiten kann, sich in einer ethnisch relativ homogenen Gesellschaft zurechtzufinden. Wer sich zudem generell für

deutsche Auswanderung bzw. das Auslandsdeutschtum interessiert und abseits der Vereinigten Staaten und Osteuropas blicken möchte, wird mit dieser Veröffentlichung seinen Horizont entscheidend erweitern können.

Buchenau, Jürgen: *Werkzeuge des Fortschritts. Eine deutsche Händlerfamilie in Mexiko von 1865 bis zur Gegenwart*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz Akademischer Verlag 2002.

Kindheit und Jugend anderswo: Ergebnisse ethnographischer Feld- forschung

besprochen von Stefanie Mayer

Der im Jahr 2010 erschienene Sammelband: „Kindheit und Jugend anderswo: Ergebnisse ethnographischer Feldforschung“ ist das Resultat studentischer Abschlussarbeiten im Bereich Feldforschung und befasst sich mit verschiedenen Themen der ethnologischen Kindheitsforschung in Argentinien, Rumänien, Südindien, Athen, Mali, Bolivien, Paris und in der Schweiz.

Im ersten Aufsatz berichtet der Herausgeber Werner M. Egli (Lehrbeauftragter der Universität Zürich) über seine Erfahrungen zum Thema „Kindheitsforschung“. Seine Seminare zu diesem Thema weckten bei den Studierenden an der Universität Zürich großes Interesse, daraus entstanden eigene ethnographische Untersuchungen zu Kindheits- und Jugendforschung. Die Studierenden hielten sich hierbei nicht nur zu Befragungen bei den Kindern und Jugendlichen auf, sondern verbrachten zum Teil Wochenenden mit ihnen, nahmen am Familienleben teil und wurden über die fremde Kultur aufgeklärt.

Im ersten Kapitel gibt der Herausgeber dem Leser einen kurzen Abriss über die Geschichte der Kindheitsforschung, welche von dem Dominikanermönch Bartholome de las Casas (Mitte des 16. Jahrhunderts) bis zu heutigen Ergebnissen und Veränderungen, wie der Betrachtung des Kindes als autonomes Segment einer Gesellschaft, reicht. Man erhält einen Einblick in verschiedene Felder, in denen interdisziplinär zum Thema Kindheit geforscht wird, wie beispielsweise in den Sozialwissenschaften, der Psychologie oder der Archäologie. Der Autor zeigt aber auch auf, wie Kindheitsforschung Vorlage für heutige Erziehungskonzepte sein kann. Er kritisiert gegen Endes des Einführungskapitels, dass es kaum Untersuchungen zur Thematik „Kindheit und Migration“ gibt, weshalb sich die Arbeiten der Studierenden

mit diesem Aspekt beschäftigen. Mit der Erklärung um die Vorteile und Bedeutung der teilnehmenden Beobachtung als Forschungsmethode folgen die verschiedenen Projekte der Studierenden: Diese haben unterschiedliche Inhalte: „Was bedeutet Erziehung und Erwachsen werden bei den Mbyá-Guarani in Argentinien?“ oder „Wie entsteht Gruppenbewusstsein bei den Romakindern in Pietris (Rumänien)?“. Andere Autoren befassen sich mit dem Thema „Alphabetisierung einer oralen Kultur“ (Tsiggani in Ano Liosia, Athen). „Welche Funktionen und Auswirkungen hat das Märchen auf den Alltag von Kindern in Bamako, Westafrika angesichts einer globalen Welt?“ „Entscheiden sich Kinder in der Textilstadt Tirupur in Südindien aufgrund ihrer Armut für Arbeit oder Schule?“ Sarah Frei beschreibt in einem anderen Feldforschungsprojekt den Alltag und das Familienbild von Jugendlichen, die in zwei Mädchenheimen in Bolivien leben. Eine weitere Arbeit erforscht Unterschiede im Alltag zwischen paraguayischen Jugendlichen in den Villas Miserias in Buenos Aires und ihren argentinischen Mitschülern und welche Probleme hierdurch bezüglich deren Werten und Zielen entstehen. Lucia Kersten beschäftigt sich mit Jugendlichen maghrebischer Herkunft in den Banlieues von Paris, die im Spannungsfeld zwischen Schule, den Beziehungen zu anderen Jugendlichen und der Familie ihre eigene Identität aushandeln. Im letzten Kapitel wird die Feldforschung, Integration und Familiensolidarität von tamilischen Mädchen und deren Müttern im Schweizer Exil erforscht. Anschließend wird ein Lehrmittel vorgestellt, das durch die Auseinandersetzung mit dem Alltag dieser Mädchen und deren Müttern im Schweizer Exil entstand. Dies bietet sich laut den Autoren vor allem für Schüler der Oberstufe an, da sich in diesem Alter Vorurteile verfestigen und interkulturelle Pädagogik sonst kaum in Lehrplänen vorkommt. Der Sammelband endet mit der Aufzählung der Autoren, deren Biographien und einigen Buchempfehlungen zum Thema „Kindheitsforschung“.

Die Autoren führen meist mit historischen Hintergrundinformationen zur jeweiligen ethnischen Gruppe ein, anschließend beschreiben sie die Alltagsstruktur, Freizeitaktivitäten, Umgebung, Bedeutung der Familie für die Kinder und Jugendlichen und welche Probleme diese im Alltag mit anderen Kulturen

haben. Es wird geklärt in welchem Zeitraum die Autoren im Feld forschten, auf welche Gegebenheiten sie gestoßen sind und wie die Menschen während der Untersuchung auf die Studenten reagiert haben. Danach wird der Inhalt der Interviews und Beobachtungen wiedergegeben, um die Forschungsfragen realitätsnah zu beantworten. Durch den direkten Kontakt zu den Kindern und Jugendlichen konnten sie sich ein tiefgehendes Bild über die Erziehungs- und Familiensysteme in anderen Kulturen machen und Vergleiche zwischen ihren Erkenntnissen mit bereits erforschten Methoden oder Theorien ziehen. Die Fußnoten tragen maßgeblich zum Verständnis der Texte bei, da sie persönliche Kommentare, Begriffserklärungen, Hintergrundwissen, Übersetzungen von Interviews und Begriffen enthalten oder auf Studien verweisen.

Der Sammelband über studentische Projekte ist eine sinnvolle Einführungslektüre für Studierende der Kultur- und Sozialanthropologie, aber auch für Interessierte, die sich noch nie mit Kindheitsforschung auseinandergesetzt haben und dadurch einen Einblick in „Kindheit und Jugend anderswo“ bekommen. Durch den kurzen geschichtlichen Abriss und die Zusammenfassung der Kindheitsforschung von ihren Anfängen in die Gegenwart erhält der Leser einen groben Überblick über das Thema Kindheitsforschung. Die Sprache ist meist einfach gehalten und Hintergrundwissen wird über die Fußnoten vermittelt. Die Beschreibung der Vorgehensweise am Anfang jedes Kapitels, wann die Forschungen stattfanden, wie viele Kinder teilgenommen haben, welche Rollen sie während ihrer Beobachtung gegenüber den Kindern eingenommen und wie die Menschen auf die Autoren reagiert haben, sind besonders interessante Aspekte für Studenten, die eigene Feldforschung betreiben möchten. Ein besonderer Wunsch bezüglich der Zielgruppe der Autoren und des Herausgebers sind Pädagogen, da es nach deren Meinung zu wenig interkulturelle Pädagogik an Schulen gibt. Diese Kritik wird am Ende des Buches nochmals von Sylvia Eileen Emch und Ursina Müller aufgegriffen, die diesbezüglich auf das von ihnen entwickelte Lehrmittel hinweisen. Die Themen Erziehung, der Wert der Bildung, Diskriminierung an Schulen und Identitätsbildung von Kindern und Jugendlichen könnten das Buch deshalb auch interessant für Pädagogen machen, da diese hierdurch möglicherweise

gegenüber Migrantenkindern und deren schulischen und sozialen Problemen stärker sensibilisiert würden.

Da sich das Buch mit Kindheitsforschung in unterschiedlichen Ländern und Kulturen befasst, zu denen nicht jeder Zugang hat, ist ein aufschlussreicher Sammelband für Studierende und andere Leser entstanden. Interessant wäre jedoch gewesen, beide Geschlechter mehr einzubeziehen, da sich die Aufsätze häufig nur mit Mädchen befassen. Ein Kapitel zur speziellen Rolle des Jungen oder zur Erwartungshaltung der Gesellschaft an den zukünftigen Mann, sein Familienbild oder die spezifische Identitätsentwicklung wäre wünschenswert. Auch die Interviews wurden hauptsächlich mit Mädchen geführt, was zwar von Simone Gäumann damit erklärt wird, dass man zu Mädchen einen einfacheren und unproblematischeren Zugang bekommt, trotzdem fehlt dadurch eine bedeutende Komponente des Forschungsthemas.

Da die von den Studierenden untersuchten Länder so heterogen sind, wäre es von Interesse den asiatischen Raum bezüglich Kindheitsforschung abzudecken, da hier in der deutschsprachigen Literatur kaum etwas zu finden ist. Zudem existiert kaum Literatur und Feldforschung zu türkisch- oder russischstämmigen Migranten in Deutschland, obwohl diese schon seit mehreren Generationen hier leben. Vielleicht ist diese Buch ein Anstoß für Studenten, sich mit ihrem Land und der Vielfalt der Kulturen auseinanderzusetzen und sich selbst an die Feldforschung zu wagen, um dieses Thema aufzuarbeiten.

Egli, Werner M. (Hrsg.): *Kindheit und Jugend anderswo: Ergebnisse ethnographischer Feldforschung*. Wien: LIT, 2010.

Ist dies mein Land? Migration und Identität bei türkeistämmigen Kindern und Jugendlichen

besprochen von Stefanie Hitzler

Die Publikation „Ist dies mein Land? Migration und Identität bei türkeistämmigen Kindern und Jugendlichen“ von Ilhami Atabay setzt sich kritisch mit den Deutsch-Türken der zweiten und dritten Generation auseinander. Die These, Deutsch-Türken seien eine verlorene, entwurzelte und desorientierte Generation von „Opfern“,¹ die mit hohen gesellschaftlichen Kosten verbunden ist, wird diskutiert. Diese Leitideen liegen einer einseitigen Diskussion zur kulturellen Identität und einem sehr statisch gefasstem Kulturbegriff zugrunde (Vgl.: „Kulturschocktheorie“, „Kulturkonflikttheorie“). Die Folgen sind Schwierigkeiten im Sozialisationsprozess und in der Weichenstellung des beruflichen Werdegangs durch ein Aufeinanderprallen verschiedener Kulturen.² „Ist dies mein Land? Migration und Identität bei türkeistämmigen Kindern und Jugendlichen“ ist nicht nur psychologische Fachliteratur, sondern ein Beitrag zur gegenseitigen Verständigung.

Atabays Ziel ist es, in seiner Untersuchung anhand von qualitativen Interviews diese Thesen zu widerlegen. Er befragte mithilfe eines Leitfadenterviews 17 Jugendliche türkischer Staatsangehörigkeit in München, welche bereits zur zweiten oder dritten Generation von türkischen Einwanderern gehörten.

Der Autor will in der Studie „Ist dies mein Land“ aufzeigen, wie türkischstämmige Jugendliche in der Bundesrepublik ihren Reifeprozess unter erschwerten Bedingungen erfolgreich auf sich nehmen. Er plädiert damit für eine öffentliche Würdigung und Unterstützung der Prozesse, welche die Jugendlichen mit viel Flexibilität, Kreativität und Eigenverantwortung zu meistern versuchen.

Anfänglich gibt Atabay einige knappe Hintergrundinformationen zur Türkei und ihrer Bevölkerung. Dies bietet einen Einblick in die sehr vielschichtigen

¹ Vgl. I.A.: S. 1.

² Vgl. I.A.: S. 38 ff.

Probleme innerhalb des Herkunftslandes der Jugendlichen, diese sind vor allem in Bezug auf Konflikte innerhalb der Sozialisationsprozesse aufschlussreich. Zu erschwerten Bedingungen innerhalb des Heranreifungsprozesses führen die gesellschaftlichen und politisch vorgegebenen Benachteiligungen in den meisten Sektoren des öffentlichen, rechtlichen und soziokulturellen Lebens. Außerdem wird dieser Prozess durch den „doppelten Generationenkonflikt“ erschwert. Hierbei wird auf die Tatsache Bezug genommen, dass Jugendliche mit Migrationshintergrund nicht nur den üblichen Generationenkonflikt mit ihren Eltern erleben, sondern auch mit einem Generationenkonflikt innerhalb der deutschen Gesellschaft konfrontiert werden.³

Atabay versucht die Herkunft der Jugendlichen, beziehungsweise ihrer Eltern oder Großeltern, verständlicher zu machen und deren Schwierigkeiten in der Türkei aufzuzeigen. Diese Vorabinformation ist durchaus von Nutzen um gängige Stereotypisierungen und andere Vereinfachungsprozesse einzuschränken. Zum Beispiel durch die Gegenüberstellung des islamischen Rechts und des türkischen Zivilrechts, um eine kritischere Betrachtung des sozialen Umfelds der Jugendlichen zuzulassen.

Im Anschluss folgt eine Übersicht über verschiedene identitätsbildende Theorien mit Bezug auf interkulturelle Probleme und der Entwicklung von entsprechenden Schlüsselqualifikationen. In deren Verlauf bildet sich die Kritik an althergebrachten Kulturkonflikttheorien heraus. Im Gegensatz dazu beschreibt der Autor an dieser Stelle, wie sich die Kultur der Jugendlichen im Verlauf ihrer Sozialisation gemeinsam mit ihnen verändert. So erst entsteht eine wirklich pluralistische Gesellschaft.

Atabay weist darauf hin, dass die Probleme nicht allein durch die Konfrontation mit mehreren Kulturen entstehen. Ausschlaggebend sind vielmehr die Rahmenbedingungen, unter denen sich dieser Prozess vollzieht. Dies zeigt sich vor allem in den Interviews, da die Mehrzahl der Jugendlichen angaben, die im türkischen Elternhaus vermittelten Normen, Werte und Traditionen werden mit denen in der BRD erlernten verknüpft. So würden sich die

³ Vgl. I.A.: S. 1 (aus: Ünsal in: Die Brücke Nr. 65, 1992).

Jugendlichen eine Kultur und eine selbstzusammengesetzte (Patchwork-) Identität schaffen.⁴

Interessant in diesem Zusammenhang ist die Bedeutung von „Heimat“ im Leben der Jugendlichen: Sie beschreiben das Problem eines „Nichtankommens“, beziehungsweise sprechen von einer Bedeutungslosigkeit dieses Wortes in ihrem Leben.⁵ So stellt sich die Frage, was ein Kind oder ein Jugendlicher unter dem Wort „Heimat“ versteht oder welche Erwartungen er oder sie an die „Heimat“ knüpfen.

In den Interviews stellte sich heraus, dass die Jugendlichen nicht nur ein begriffliches Problem mit dem Begriff „Heimat“ hatten sondern auch Deutschland nicht als ihre Heimat bezeichneten. Da es sich bei den befragten Jugendlichen um Menschen handelt, die nahezu ihr gesamtes Leben in Deutschland verbrachten, stellt sich die Frage, welche Möglichkeiten es in Deutschland zu einer persönlichen Integration gibt.

Für Atabay ist eines der größten Probleme der Jugendlichen, der Zwang sich in Abgrenzung zur Gesellschaft zu sehen. So vermittelt die Bezeichnung „Ausländer“ bereits eine Diskriminierung der Heranwachsenden, hinzu kommen distanzschaffende Versäumnisse in der Bildungspolitik und sprachliche Schwierigkeiten. Äußerst prägend wurden hier die rassistisch motivierten Diskriminierungen vor allem auf den Ämtern im Alltag⁶ der Jugendlichen genannt. Sie erschweren eine Identifikation mit der deutschen Gesellschaft und könnten ein Gefühl der Minderwertigkeit oder Abspaltung erzeugen.

All diese Probleme, mit denen sich die Jugendlichen durch die Herkunft ihrer Eltern oder Großeltern auseinandersetzen müssen, führen jedoch nicht zwangsläufig in eine Identitätsdiffusion oder gar zu einem latenten Konflikt zwischen den Kulturen. Dadurch werden laut Atabay die Jugendlichen aufgefordert, kritischer, flexibler, gleichzeitig auch anpassungsfähiger und offener zu sein.

⁴ Vgl. I.A.: S. 41.

⁵ Vgl. I.A.: S. 75f.

⁶ Vgl. I.A.: S. 94f.

Die Studie „Ist dies mein Land?“ bietet die Möglichkeit, auch ohne entsprechende Vorkenntnisse den jugendlichen Entwicklungsprozess von Migranten und Jugendlichen mit Migrationshintergrund aus einer offeneren und pluralistischeren Perspektive zu sehen.

Atabay, Ilhami: Ist dies mein Land? Migration und Identität bei türkeistämmigen Kindern und Jugendlichen. Pfaffenweiler: Centaurus Verlags-Gesellschaft, 1994/2009.

Augsburg

Gehen? oder Bleiben! Lebenswelten osteuropäischer und deutscher Juden in der Nachkriegszeit, 1945 – 1950

Jüdisches Kulturmuseum Augsburg Schwaben

09.05.2012-26.08.2012

Einblicke in die parallelen Lebenswelten und gegensätzlichen Zukunftsvorstellungen der osteuropäischen und deutschen Juden in Augsburg gibt der erste Teil der Ausstellungsreihe „Jüdisches Leben in Augsburg nach der Katastrophe“. Hoffnungen, Ängste und Herausforderungen der Überlebenden mit den alliierten Besatzern und den Mitarbeitern der internationalen Hilfsorganisationen werden anhand von Fotografien und persönlichen Erinnerungen dokumentiert.

Halderstraße 6-8; 86150 Augsburg; Tel.: 0821-513658
Di - Do: 9-18 Uhr; Fr: 9-16 Uhr; So: 10-17 Uhr

Edle Präsente. Augsburger Kästchen und Kleinservice im Barock

Maximilianmuseum

bis 24.06.2012

Schmuckkästchen, Schreibzeuge, kleine Reiseartikel und Toilettenservice – die von Augsburger Kunsthandwerkern und Goldschmieden nach individuellen Wünschen aus edelsten Materialien gefertigten Kostbarkeiten waren vor allem beim Adel sehr geschätzt. Das Maximilianmuseum zeigt diese kunstvollen und aufwändig gearbeiteten Kostbarkeiten, die vornehmlich an Frauen zur Hochzeit, zur Geburt eines Kindes, oder als Zeichen der Verehrung geschenkt wurden.

Fuggerplatz 1; 86150 Augsburg; Tel.: 0821-3244102
Di: 10-20 Uhr; Mi-So: 10-17 Uhr

München

Berg Heil! Alpenverein und Bergsteigen von 1918 bis 1945

Alpines Museum des Deutschen Alpenvereins

bis 24.06.2012

Die Sonderausstellung erzählt mit über zweihundert Fotografien, Objekten, Gemälden und Dokumenten von den extremen alpinistischen Leistungen dieser Zeit und den enormen Risiken, die die Bergsteigerinnen und Bergsteiger dafür in Kauf nahmen. Thematisiert wird aber auch die politische Geschichte des Vereins, die oft von Antisemitismus und Nationalsozialismus geprägt war.

Praterinsel 5; 80538 München; Tel.: 089-2112240

Di-Fr: 13-18 Uhr; Sa-So: 11-18 Uhr

Täglich frisch! 100 Jahre Münchner Großmarkthalle

Münchner Stadtmuseum

bis 15.07.2012

Zum 100 jährigen Bestehen des heute drittgrößten Umschlagplatzes für Obst und Gemüse in Europa, zeigt das Stadtmuseum München die Geschichte der Münchner Großmarkthalle. Die Ausstellung geht auf die Anfänge eines zentralen Handelsplatzes sowie auf die Veränderung der Lebensmittelversorgung der Münchner Bevölkerung ein. Ebenso werden die Kunden sowie Markt- und Gemüsefachhändler vorgestellt. Der Besucher wird durch die Geschichte der Münchner Großmarkthalle begleitet und erhält einen Eindruck von dem Arbeitsalltag und der Logistikleistung der rund 3000 Beschäftigten. Der Fokus dieser Ausstellung liegt auf der Darstellung der Organisationsform und Struktur der Großmarkthalle. Ausstellungsobjekte sind Fotos und Filme, die Videokünstlerin Betty Mü zeigt eine Installation zum Thema Essen und Lifestyle.

St.-Jakobs-Platz 1; 80331 München; Tel.: 089-23322370

Dienstag bis Sonntag: 10:00-18:00 Uhr

Des Kaisers geschenkte Kleider
25 Meisterwerke textiler Kunst aus Asien
 Staatliches Museum für Völkerkunde München

bis 30.09.2012

Das Ehepaar Agnes und Claus-Peter Marx sammelte seit den 1970er Jahren einzigartige Textilien aus Asien. Erstmals ist diese Sammlung im Münchner Völkerkundemuseum zu sehen. Ausgestellt werden kunstvoll gestickte und verarbeitete Textilien, unter anderem vom chinesischen Königshof aus der Ming-Zeit (1369-1643) und von tibetischen und mongolischen Fürsten oder Mönchen sowie feine osmanische Stoffe aus Samt, Seide und Goldbrokat aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Präsentiert werden diese Meisterwerke textiler Kunst aus Asien mit vergoldeten Altarornamenten und Götterstatuen aus tibetischen Tempeln.

Maximilianstraße 42; 80538 München; Tel.: 089-210136100
 Di-So: 9.30-17.30 Uhr

Stuttgart

Legendäre Meisterwerke
Kulturgeschichte(n) aus Württemberg
 Landesmuseum Württemberg im Alten Schloss Stuttgart

ab 25.05.2012

Eine chronologisch aufgebaute Ausstellung präsentiert die legendärsten Exponate des Landesmuseums Württemberg. Ausgehend von der Altsteinzeit bis ins frühe 20. Jahrhundert, zu sehen sind unter anderem keltische Kultbildnisse, Reliquien aus dem Mittelalter und die Krone des Königreichs Württemberg. Bogenschießen oder interaktive Ausgrabungen lassen Kinder sowie auch Erwachsene an über 130 Mitmachstationen am Geschehen in der Vergangenheit teilhaben.

Schillerplatz 6; 70173 Stuttgart; Tel: 0711-89535111
 Di-So und an Feiertagen: 10-17 Uhr

Nürnberg

Der frühe Dürer

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

24.05.2012 - 02.09.2012

Dürers Biografie, sowie die intensive Auseinandersetzung mit der Kunst zeigt die größte Dürer Ausstellung seit 40 Jahren, die in fünf Sektionen gegliedert ist. Von Selbstbildnissen und seiner Familie mit Nachbarschaft erzählen die ersten beiden Ausstellungskomplexe. Dürers Zuwendung zu künstlerischen Traditionen und die Neuerungen auf dem Gebiet der Darstellung des Menschen, der Natur und der Landschaft ist in der Sektion „NACHMACHEN UND NEUMACHEN“ zu sehen. „NEUE KUNST?“, die letzte Sektion, geht der Frage nach, ob Dürer mit seinem Werk, beispielsweise durch systematisch betriebene Proportionsstudien, den Weg zu unserem modernen Kunstverständnis und zu neuen Maßstäben ebnete. Außerdem vermittelt die Ausstellungseinheit „Dürer Labor“ dem Besucher den aktuellen Umgang mit der Kunstgeschichte und mit dem Forschungsfeld Dürer.

Kartäusergasse 1; 90402 Nürnberg; Tel.: 0911-1331-241

Di - So: 10 - 18 Uhr; Mi: 10-21 Uhr

Meine Quelle – Geschichten eines fränkischen Weltkonzerns

Nürnberger Museum für Industriekultur

bis 20.09.2012

Sämtliche Quelle - Kataloge seit 1922, zahlreiche Zeichnungen und schriftliche Dokumente zeigen die Entwicklung des Unternehmens Quelle von den Anfängen der Familie Schickedanz in den 1920er Jahren bis zur Insolvenz 2009. Aufnahmen von verlassenen Lagerräumen, Verkaufsf lächen und Büros sowie die Geschichte der Beschäftigten porträtiert eine dazugehörige Fotoausstellung.

Äußere Sulzbacher Straße 62; 90491 Nürnberg; Tel.: 0911-2313875

Di-Fr: 9-17 Uhr; Sa-So: 10-18 Uhr

Oberschönenfeld

Reiseandenken - was vom Urlaub übrig bleibt Schwäbisches Volkskundemuseum Oberschönenfeld

bis 07.10.2012

Souvenirs – in Massenproduktion günstig gefertigt, für den Käufer und Urlauber ein wertvolles, jedoch stereotypisiertes Erinnerungsstück, dass die tatsächliche Kultur des Landes nur selten widerspiegelt. Ausgestellt wird die Geschichte der Souvenirs, die durch „Pettenkramer“, die an Wallfahrtsorten Devotionalien verkauften, entstand. Außerdem zeigt die Sonderausstellung Artikel, Werkzeuge und Prospekte der Firma Walter & Prediger, die seit den 1950er Jahren Souvenirs für die ganze Welt anfertigt.

Oberschönenfeld 4; 86459 Gessertshausen Tel.: 08238-30010
Di - So: 10-17 Uhr

Neuburg/Kammel

Masken - das andere Gesicht Hammerschmiede und Stockerhof Naichen

04.11.2012

Von der Allgäuer Butzenlarve bis zur aktuellen Halloween - Maske zeigt die Ausstellung, in Zusammenarbeit mit dem Maskenmuseum Diedorf, Masken als kunsthandwerkliches Objekt und als Geschichtenerzähler. Die verschiedenen Funktionen der Masken werden aufgezeigt, die Maske mit Schutzfunktion bei Berufen wie Imker oder Feuerwehrmann oder die Maske als Kommunikationsmittel bei Bräuchen. Der Schwerpunkt der Ausstellung liegt bei Masken aus dem alpenländischen Raum.

Ortsteil Naichen; 86476 Neuburg/Kammel; Tel.: 08283- 928606
Von So nach Ostern bis einschließlich 1. So im November, jeweils So: 13-17 Uhr

ISSN: 0948-4299